Fooke Hoißen Müller und seine Dichtung

Eine Würdigung des ostfriesisch-plattdeutschen Dichters im Rahmen der neuniederdeutschen Literatur

DISSERTATION

zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät
der Hansischen Universität Hamburg

vorgelegt von

OTTILIE TERZIEFF
aus Rüstringen

Hamburg 1937

Gutachter: Professor Dr. Conrad Borchling

Mitgutachter: Professor Dr. Hans Teske

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Tag der mündlichen Prüfung: 19. Juni 1937

DRUCK: A. PREILIPPER, WERKE UND DISSERTATIONEN / HAMBURG 11

MEINEN ELTERN UND MEINEM SOHN!

ÜBERSICHT.

Seite

I. Einleitung 7

II. Land, Leute und Literatur Ostfrieslands um und nach 1800 8

III. Fooke Hoißen Müller (1798—1856) — eine Lebensbeschreibung 16

IV. Müllers Werke 24

V. Schlußbetrachtung 78

VI. Literaturverzeichnis 81

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548104_0069

I. EINLEITUNG.

Jede Gattung der Kunst ist ein Ausdruck der jeweiligen kulturellen Begriffe eines Volkes. Wir genießen ein Kunstwerk, wie die Plastik, die Malerei und die Musik sie uns bieten, oft oder wenigstens anfangs nur rein äußerlich durch die sinnliche Wahrnehmung. Dazu gesellt sich die verstandesmäßige Auffassung; endlich noch das seelische Empfinden und der ästhetische Genuß. Viel schwieriger ist es in der Literatur, denn hier gibt uns die Sprache nicht nur den Stoff, sondern sie will in unserm Geiste Bilder der Plastik, der Malerei und der Musik anregen, sowie die Sprache selbst zur Kunstform erheben. Hiervon haben wir zahlreiche Beispiele in unserer hochdeutschen Literatur.

Trotzdem ist es in unserm Lande für manchen Dichter unmöglich gewesen, uns sein Bestes in hochdeutscher Sprache zu schenken. Er verfiel auf die Mundart seines Stammes, seiner engeren Heimat. Nur in dieser Mundart konnte er uns die Seele s e i n e r Mitmenschen zum Ausdruck kommen lassen; nur so blieb seine Kunst echt. Wir haben jetzt gelernt, diese mundartlichen Schöpfungen der hochdeutschen Literatur zur Seite zu stellen und sie als notwendig rassische, kulturelle Bestandteile der staatlichen Einheit zu werten. Somit erfreuen wir uns heute der wieder stark erblühten neuniederdeutschen Literatur. Längst sind wir mit den Namen Groth, Reuter, Brinckman, Gorch Fock, Fehrs und Stavenhagen u. a. vertraut. Auch ihre Heimat und Leute da oben an der deutschen Küste — Holstein, Mecklenburg, Hamburg — sind uns durch ihre Gedichte, Erzählungen und Dramen näher gerückt. Wir lernen, wenn wir Hochdeutsche sind, diese norddeutsche Ebene in ihrer mannigfaltigen Schönheit begreifen. Ihre Menschen sind nicht mehr so schwer und grobgehauen, wie man sie sonst kurzweg bezeichnete. Sie sind ein Ausdruck ihrer geographischen Umwelt und ihrer im Stamm streng überlieferten kulturellen und geschichtlichen Entwicklung.

Kaum oder selten nur wandern unsere Gedanken in die nordwestliche Ecke des deutschen Vaterlandes. Und doch ist uns gerade in diesem fern gelegenen Gebiet — in Ostfriesland — niederdeutsche Landschaft, Bevölkerung und Mundart aufs beste erhalten geblieben. Aus Ostfriesland gingen neben tüchtigen Mathematikern, Historikern, Wissenschaftlern und einem Philosophen (Rudolf Eucken) mehrere Dichter hervor. Der größte unter diesen ist der Auricher Fooke Hoißen Müller. Er hat der niederdeutschen Literatur seine engere Heimat, Ostfriesland, geschenkt. Er schrieb aus innigster Liebe zur heimatlichen Scholle und dachte nicht an die Veröffentlichung seiner

Gedichte. Wir wollen versuchen, in dieser Arbeit den Dichter und seine Werke kennen zu lernen. Wir werden am Ende bereit sein, ihm einen längst verdienten Platz neben anderen bedeutenden Dichtern der niederdeutschen Literatur einzuräumen.

Mit tiefem Dank für die Anregung zu dieser Arbeit durch Herrn Professor Conrad Borchling, aus ganz persönlichem Interesse an der ostfriesischen Heimat meiner Vorfahren und aus Liebe zum Stoff, habe ich mich bemüht, alles zu sammeln, was zum Verständnis des Dichters und seiner Dichtung gefunden werden konnte. Möge diese Arbeit in bescheidenem Maße dazu beitragen, das Interesse anderer Freunde der niederdeutschen Literatur zu erwecken und ihre Aufmerksamkeit auf die so oft verkannte Landschaft, auf Ostfriesland, zu lenken.

Da bis jetzt über Fooke Hoißen Müllers Leben und Werke keine abschließende Arbeit vorliegt, soll diese Studie alles zusammenfassen, was bisher in vereinzelten Artikeln kurz erschienen ist. Wir fügen außerdem eine Betrachtung seiner damaligen Umwelt hinzu, sowie eine knappe Übersicht der niederdeutschen Literatur um und nach 1800. Diese Arbeit soll nicht nur eine indirekte Darstellung von Müllers plattdeutscher Dichtung bieten, sondern sie soll eine Vertiefung in diese, eine Handhabung des gesamten Stoffes seiner „Döntjes un Vertellsels" versuchen. Um einen gründlichen Einblick in die Reichhaltigkeit, Wucht, leichte Satire und Zartheit der ostfriesischen Mundart zu gestatten, um geschmacklose Übersetzungen zu vermeiden und um überflüssigen Beschreibungen vorzubeugen, sind statt dessen zahlreiche Zitate in Müllers „ostfriesischem Platt" angeführt worden. Sie mögen dazu anregen, doch einst die ganze Dichtung in ihrer ursprünglichen Form und Sprache zu lesen und zu genießen.

II. LAND, LEUTE UND LITERATUR OSTFRIESLANDS UM UND NACH 1800.

„Willst du den Dichter recht verstehen,
Mußt du in Dichters Lande gehen."
(Goethe.)

Man kann die Werke eines Dichters nicht schlechthin loben oder tadeln, ohne ein Bild seiner Umwelt zu haben. Dieses ist von besonderem Interesse bei unsern Mundartdichtern im niederdeutschen Raum. Erstens entspringen sie einer Landschaft, die ihr eigenstes Wesen dem Nichteingeweihten schwerlich verrät. Zweitens sind die Menschen dieser Landschaft seit Jahrhunderten mit ihrer Scholle verwachsen. Ein starkes Gefühl, gleicher Art zu sein, knüpft sie aneinander. Auch sprachlich bleiben sie eng verbunden. Drittens ist ihre Literatur meistens nicht den Spuren der hochdeutschen Literaturentwicklung gefolgt. Die Dichter stehen sozusagen abseits, aber sie sind im Grunde ein unverfälschter, bodenwüchsiger, arteigener Bestandteil der gesamten deutschen Literatur.

Wir sind längst mit Dichtern der schleswig-holsteinischen und mecklenburgischen Landschaft und Mundart bekannt. Am wenigsten Kunde hat man bis jetzt von unserm ostfriesischen Dichter Fooke Hoißen Müller. Er war in seinem Leben und in seinen Werken ein ganzer Ostfriese. Wir wollen Land, Leute und Literatur seiner Heimat kurz widerspiegeln und werden später erkennen, welche Spuren jener kulturgeschichtlichen Entwicklung und Überlieferung in Müllers Poesie verzeichnet sind.

Bereits vor mehr als 100 Jahren widmete Goethe dieser so entfernt gelegenen Ecke Deutschlands die treffenden Zeilen:

„Und dieses Leben sollt ihr billig kennen,
Das Land wohl kennen, dem es angehört,
Das immerdar in seiner Fluren Mitte
Den deutschen Biedersinn, die eigne Sitte,
Der edlen Freiheit längsten Sproß genährt:
Das meerentrung'ne Land voll Gärten, Wiesen,
Den reichen Wohnsitz jener tapfern Friesen[1]."

Aus ältester, fast sagenhafter Vorzeit dringen bedeutende Worte jener tapfern Friesen in unsere heutige Zeit. Sie wurden und sind noch heute der Wahlspruch auf dem ostfriesischen Landeswappen: „E a l a f r y a F r e s e n a." Hiervon berichtet Cornelius Kempius zu Köln (um 1588): „So oft sie (die Friesen) sich Wein oder Bier kredenzen, dann sagen sie dabei in ihrer Muttersprache: 'Het ghildt, eele frye Fryse!' und die Antwort lautet: 'Faer wael, eele frye Fryse!'[2]" (Etwa: Dir gilt es, edler freier Friese! und: Es bekomme dir wohl, edler freier Friese!)

Sie hatten es aber nicht immer leicht, ihr freies Friesentum zu behaupten! Einige Jahrhunderte nach Christi Geburt lag noch die ganze Küste offen, den Meereswellen preisgegeben. Gegen die Gewalt des Meeres baute der friesische Mensch trotzig, starr und immer wieder von neuem seine Deiche auf. Mit Mühe und Schweiß sicherte er auf diese Weise alten und neuen Boden für künftige Geschlechter seines Stammes. Im Kampf um s e i n e Heimat prägte der Friese den stolzen Spruch: „Deus mare, Friso litora fecit" (Gott machte das Meer, der Friese den Rand [Deich]). Er spricht noch heute mit Recht von seinem Deich als dem „goldenen Reif[3]", oder im Sprichwort[4]:

„Haar Freesland gien Diek,
Dann harr't neet siens Gliek."

---

[1] Weimar (Hermann Böhlau Hrsg.) 1894. Goethes Werke: Bd. 13, S. 99. „Was wir bringen", 1814 (III. Auftritt).

[2] Upstallsboomblätter, 1. Jahrgang, 1911/12. — Cornelius Kempius (1522—1589) aus Doccum in Friesland stammend, in seinem Werk: „De origine, situ, qualitate et quantitate Frisiae" (zu Köln 1588).

[3] Der Ausdruck „der goldene Reif" stammt wohl aus dem Rüstringer Deichrecht. Siehe: „Friesische Rechtsquellen" von Dr. Karl Freiherr von Richthofen, S. 122, Zeile 2—5. — Lüpkes erwähnt außerdem, daß unsere Altvorderen den Deich „gouden halsbân" (goldenes Halsband) des Festlandes genannt haben. — Dieser Ausdruck läßt sich nicht näher belegen. — Siehe Lüpkes: Ostfriesische Volkskunde, S. 210.

[4] Hibben: Ostfriesland, wie es denkt und spricht. S. 8, nr. 34.

Ostfriesland und das Meer sind zwei unzertrennliche Begriffe. In diesem unermüdlichen Kampf um seine Scholle fand der Ostfriese wenig Zeit für die ausgelassenen Freuden des Lebens, für Sang und Tanz. Er wußte, wie verheerend auch nur eine einzige Sturmflut wirken konnte. Schon der Volksmund warnte ihn mit den Worten[5]:

„Overdaad is nargends good vöör,
as vöör Dîken un Dammen."

Anderseits mußte der Ostfriese den Kampf gegen fremde Einflüsse aufnehmen. E. M. Arndt schrieb einst von ihnen: "Eigen ist ihnen, daß sie mit großer Eifersucht und dichter Geschlossenheit i h r e Sitte, Art und Weise gegen fremden Eindrang zu verteidigen suchen. Durch diese Geschlossenheit in sich und die Abgeschlossenheit und Verschlossenheit gegen alles Fremde widerfährt den Friesen wohl, daß Fremde sie nicht bloß für stolz, starr und eigensinnig, sondern wohl gar für dumm und beschränkt halten. Doch darüber können sie sich trösten, denn gar viele tüchtige und tapfere Männer sind aus ihnen hervorgegangen[6]."

Die von den Nachbarländern abgeschlossene und der See zugewandte Lage des Landes förderte bei den Ostfriesen ein ausgeprägtes Stammesbewußtsein und zugleich den Widerwillen gegen jede Knechtschaft: „Diesem Stammesbewußtsein entspringt auch die große Liebe der Ostfriesen zu ihrem Heimatlande, die nicht selten so stark ist, daß ihnen nur wohl sein kann im Lande ihrer Väter und unter ihrem Volk[7]." Der Abscheu vor jedweder Knechtschaft, die ererbte Liebe zur Freiheit verwunderte schon Plinius bei den alten Chauken. „Leewer dood as Sklaw," so hieß es bei den alten Friesen, und als die Westfriesen in den vereinten Niederlanden aufgingen, hieß es bei den O s t f r i e s e n: „Wir bleiben frei und friesisch[8]."

Frei, tapfer und standhaft, das hieß und heißt friesisch. „Er ist ein tüchtiger, aufrichtiger, gerader Mann, der Ostfriese des alten Schlages! Die Liebe zur Freiheit ist ihm angeboren, Titel und Rang machen wenig Eindruck auf ihn, eher noch Reichtum. Er ist ruhig, schweigsam und bedächtig[9]." Gilt es aber sein Vaterland und seine Scholle zu verteidigen, so ist der Ostfriese tapfer und standhaft, ja „as'n isdern Bull", und wo die Lage es erfordert „trankil un kerdaat", kühl bis ans Herz hinan.

Gönnen wir dem Ostfriesen darum seinen Stolz, seinen Freiheitsdrang, sein Stammesbewußtsein. Ein herrliches Zeugnis seiner echt deutschen Gesinnung stellte diesem Volk Fürst Bismarck aus, als er bei seiner Anwesenheit in Emden 1869 sprach: „Gebe Gott, daß eine so deutsche Gesinnung, wie wir sie hier gefunden haben, bald in ganz Deutschland herrschen möge[10]!" Schon an anderer Stelle hatte

[5] Hibben: S. 231, nr. 2721, und nr. 3222.
[6] E. M. Arndt (nach Lüpkes: Ostfr. Volkskunde, S. 54).
[7] De Vries und Focken. S. 152.
[8] De Vries und Focken. S. 151.
[9] Schimmelpfennig: Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen. Bd. X, S. 326. v. Dankelmann.
[10] De Vries und Focken. S. 152.

Bismarck in einer plattdeutschen Vorrede zu einem Büchlein der Erhaltung der plattdeutschen Sprache beigestimmt: „Wi hier in Norden vun Dütschland söllt uns dubbelt bewußt sin, dat wi Bröders sünd, mit unse plattdütsche Sprak, de sick hentreckt vun Holland bit to de polsche Grenz. Wi sünd et uns ok bewußt, wi hebbt et uns fröher man nich seggt“ (gez.: Ahrensborg int Holsteensche, den 3. Jan. 1869)[11].

Nicht nur mußte der Ostfriese seine heimatliche Scholle gegen die Fluten des Meeres verteidigen, nicht nur mußte er seine althergebrachten Sitten und Gebräuche gegen fremde Völker oder auch unter deren Joch behaupten, ebenso zähe mußte er für die Erhaltung seiner Sprache streiten. Diese hat er länger als jeder andere deutsche Stamm bewahrt. Mit dem 14. Jahrhundert tritt in den Schriftdenkmälern, wo das A l t friesische hat weichen müssen, das Plattdeutsche auf. Die erste innerostfriesische Urkunde in niederdeutscher Sprache erschien 1379 und betrifft die Beilegung einer Fehde[12]. „Die In- und Umschriften der ältesten Glocken, Grabschriften usw. aus dem 14. und 15. Jahrhundert sind, wenn nicht lateinisch, dann gut plattdeutsch. Das ostfriesische Landrecht ist plattdeutsch, plattdeutsch auch das alte ostfriesische Geschichtswerk, die Chronik von Beninga[13], obgleich der Verfasser den Abgang der alten Landessprache bitter beklagt, wenn er schreibt: „Wy Fresen mogen uns des wol schemen, dat wy nich by unse Sprake und Kledinge bliven,“ oder wenn er anderwärts meint: „Und were uns Fresen ook vele roemliker, dat wy ook by unse Sprake — bleven[14].“ Als Sprache der Gebildeten und somit auch als Schrift- und Kanzelsprache hat sich das Plattdeutsche bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts erhalten. Von etwa 1400 bis 1650 herrscht die niederdeutsche Sprache in Ostfriesland. „Es ist die Zeit der niederdeutschen Schriftsprache Ostfrieslands, wo man nicht bloß niederdeutsch dachte und sprach, sondern auch n i e d e r d e u t s c h p r e d i g t e , l e h r t e und s c h r i e b . Auf allen Gebieten der Literatur und des öffentlichen Lebens war Niederdeutsch die allein herrschende Sprache[15].“ In Ostfriesland herrschte das ganze 16. Jahrhundert hindurch und auch noch im Anfang des folgenden Jahrhunderts die ostfriesische niederdeutsche Sprache uneingeschränkt auf der Kanzel und im Lehrstuhl[16]. Erst mit der Mitte des 17. Jahrhunderts also setzt die Herrschaft der holländischen Sprache daselbst ein[17].

Im 17. Jahrhundert beginnt der Untergang der niederdeutschen Literatur Ostfrieslands, deren Auferstehung erst nach 1800 verspürt

---

[11] Plattdütsches Volksbok, Verlag Alb. Eichhoff, Berlin 1869.

[12] Friedländer: Ostfr. Urkundenbuch (Urkunde aus Osterhusen). Bd. I, S. 115, Nr. 137.

[13] Volledige Chronyk van Ostfrieslant — van Eggerik Beninga. Herausg.: Eilh. Harkenroht, Emden 1723.

[14] De Vries und Focken. S. 157.

[15] C. Borchling. Niederdeutsches Jahrbuch. Bd. 28, 1902. Seite 1—22.

[16] A. a. O.

[17] A. a. O.

wird. — Im westlichen Ostfriesland behauptete sich die holländische Sprache als Kirchen- und Schulsprache in den reformierten Gemeinden. Im östlichen Ostfriesland neigte man mehr dem Hochdeutschen zu. Man glaubte, der echte Gottesdienst der holländisch-calvinistischen Kirche ließe sich nur in holländischer Sprache ausdrücken. Wenn ein Prediger die reformierte Lehre hochdeutsch vortrug, hieß es: Hê lehrt Lutersch.

Inmitten dieser Schwankungen zwischen dem Holländischen und dem Hochdeutschen bewahrte das ostfriesische Plattdeutsch auffallend seine frühere Mundart. Im Rahmen des ostfriesischen Platt unterscheidet man eine Anzahl Mundarten, u. a.: den Dialekt des Reiderlandes, des Krummhörns, des Brokmerlandes, des Harlingerlandes und des Jeverlandes. Im westlichen Ostfriesland findet man noch heute eine starke Beimischung holländischer Wörter[18]. Die weiteste Verbreitung hatte von jeher die „Brôkmerlander Taal", in der auch Müller schrieb. Die bedeutendste Stadt im alten Brôkmerland war und ist Aurich, seine Vaterstadt.

Wir deuteten schon an, daß die ostfriesische Mundart im öffentlichen Leben seit den letzten 150 Jahren ihr Feld verloren hatte. Dies war zugleich das natürliche Schicksal der gesamten niederdeutschen Literatur. Man bedenke, daß Ostfriesland von 1810 bis 1815 unter französischer Herrschaft stand. Dies Franzosentum hatte alles umgestaltet. Es herrschte eine babylonische Sprachverwirrung. „Im Umgange des täglichen Lebens redeten die Ostfriesen plattdeutsch. Versuchten sie ihre Gedanken zu Papier zu bringen, so geschah es hochdeutsch. Die Verordnungen und Gebote der zunächst vorhergegangenen Jahre waren holländisch. Die Regierung dagegen schrieb und befahl französisch[19]."

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts keimt neues Leben im niederdeutschen Raum. Langsam, aber allmählich immer sicherer, besinnt sich der niederdeutsche Mensch auf seine Landschaft, auf seine Sprache, ja auf seine Wesensart. Seine engere Heimat erschließt ihm neue Werte; er kommt zu einer neuen Wertung dieser Heimat. Aber nur in der bodenverbundenen Sprache kann er sie recht schildern, nachempfinden, loben, lieben, beweinen und besingen. Hier und da glimmen die ersten, mühseligen Versuche plattdeutscher Dichtung aus dem tiefen Dunkel. Manche sind nur Irrlichter. Tastend, suchend geht es dem Jahre 1800 entgegen. Noch ist die ganze Stimmung niederdrückend. Männer, die sich um die Erhaltung der „sassischen" Sprache mit ehrlicher Überzeugung bemühten, betrachten wir heute mit lächelnder Kritik. Freilich waren sie nicht die führenden Talente, aber sie gaben künftigen Dichtern den Mut und den Ehrgeiz zu immer besseren Sprachformen, sowie zu stets höheren Gattungen der niederdeutschen Poesie.

Werfen wir ein Streiflicht in jene Zeit. Im Herbst 1796 tagt die

---

[18] Siehe William Foerste: Hamburger Dissertation (1937). „Der Einfluß des Niederländischen auf den Wortschatz der jüngeren ostfriesischen Mundarten."

[19] O. Klopp. S. 334.

Oldenburger Literar-Gesellschaft. Bei dieser Gelegenheit liest der Herr Kanzleirat von Halem ein Gedicht vor: „Dat Wilkamen an Wolke." (Kanzleirat Gerhard Anton von Halem, 1752—1819, schrieb die „Geschichte des Herzogtums Oldenburg".) Die letzte Strophe lautet:

„Ok de ole Sassensprake
Likt der lamen Fro —
Er to helpen, is de Sake
Wes Du red dato! [Sei du bereit dazu!] (Also Aufruf an Wolke.)
Warst du se to'm Gan wer bringen,
So wil ik ok Sassisch singen."

Wolke erwiderte darauf mit einem Gedichtchen, in dem er hoffnungsvoll von der scheinbar untergehenden niedersächsischen Sprache schreibt:

„Erer Rede grote Sgatte (Schatz),
De ser Luthern men verget,
Sunt man dekt mit enem Nette,
Dat nig Elk to livten wet;
Minem Og as Gold se sginen (erscheinen).
Ward dat düstre Net toreten,
Geiht de Sassin sgön hervoer,
Kan mit ider Sprak sik meten,
Ere Gaven reken her;"

und schließlich:

„Hogdüsg kan so god nig klingen,
As wan Du warst Sassisg singen."

Acht Jahre später, 1804, erschienen dann Wolkes „Singedigte" oder auch betitelt: „Düdsge or Sassisge Singedigte, Gravsgriften, Leder, singbare Vertelsels un wunderbare Eventüre" — van C. H. Wolke. — Reclam, Leipzig 1804.

Ein wenig wunderlich erscheint uns heute diese Sammlung der 319 Gedichte des kaiserlich-russischen Hofrats Christian Hinrich Wolke. Er war ein geborener Jeveraner, ist in Jever aufgewachsen und hat später noch ab und zu dort gelebt. Seine Gedichte waren durchweg Bearbeitungen hochdeutscher Originale, als Proben „einer allgemein sassischen Sprache". Wir schaudern heute über seine Orthographie, über seinen Geschmack und über seine grammatische Erläuterung. Trotzdem darf man annehmen, daß seine Bemühungen durchaus wohlgemeint waren.

Bezeichnend für uns ist Wolkes Vorrede in diesem Büchlein. Wolke sagt in der Vorerinnerung:

„Jedes Volk, wenn es auch überwunden, unterjocht oder zerstreut wird, ... behält doch eine unvertilgbare Vorliebe für seine Muttersprache, und sieht sie an als das schatzbarste Erbteil seiner Vorfahren, als das einzige teure Überbleibsel seines ehemaligen bürgerlichen Daseins. ... Auch gelingt es nicht leicht der mächtigeren Partei, zu bewirken, daß diese seine Muttersprache ihm platt, niedrig und verächtlich vorkomme."

Ferner heißt es: „Die Sachsensprache, wenn gleich zweihundert Jahre unterdrückt, vernachlässigt und gelähmt, ist der Rettung so würdig als empfänglich."

Daß der Stoff und die Wolkesche Art der „sassischen" Sprache das Volk weder besonders begeistern, noch zur Nachahmung anspornen konnte, liegt auf der Hand. Wohl aber glaubte man (mit Wolke), die alte Sprache sei „der Rettung so würdig als empfänglich".

Es ist ein erfreulicher Schritt vorwärts und aufwärts, als 1828 bei H. Woortman in Emden die Sanghfona, Plattdütsk-Ostfreeske Rimen, Vertelsels un Döentjes, erscheint.

Die Sanghfona (etwa: Sing-, Liedermädchen auf deutsch) enthält eigene Gedichte von J. L. Lange, J. G. Gerdes und von H. Woortman, nebst Übersetzungen aus dem Hochdeutschen. Noch liegt die Betonung nicht so sehr auf neuer, formvollendeter Poesie, als auf dem Versuch, den Wert der plattdeutschen Sprache als poetische Möglichkeit zu beweisen.

Im Vorwort sagt der Verleger deutlich, um was es sich handelt: „Diese plattdeutschen Gedichte, die hier in volkstümlicher Art und Sprache vor dem geehrten Lesepublikum hervortreten, wollen nichts weiter als gelesen werden, und den Lesern, die ihrer Sprache befreundet, oder doch nicht abhold sind, wo möglich eine kleine Gemütsergötzung gewähren; so wie daraus auch für die kundigen Beurteiler hervorgehen mag, ob und in wie fern in Betreff des Stoffes und der Form, die Poesie auch in unserer Zeit noch von der plattdeutschen Sprache Gebrauch machen könne, oder nicht."

Die Beliebtheit der Sanghfona führte bereits 1838 zu einer zweiten vermehrten Auflage[20]. „Nach der schwulstigen hochdeutschen Reimerei, die Mode geworden war, atmet die Sanghfona eine herzerfreuende Frische und Natürlichkeit. Das Plattdeutsche wurde seit langer Zeit nun wieder der Druckerschwärze gewürdigt und fand, gerade in der poetischen Form, viel Anklang, sodaß fortan bald hier bald dort in der periodischen Literatur plattdeutsche Gedichte auftauchen."

Angesichts unserer heutigen Bemühungen um eine einheitliche geregelte niederdeutsche Rechtschreibung, sei die naive Entschuldigung des Verlegers am Schluß der Sanghfona (1828) angeführt:

„De Modertaal is heel verbasterd,
Daar sünd geen Regels mehr; ...
— — — — — — — —
Elk schreef, so good as he't verstunde,
Up sien Freesch, platt un slicht;
Waar he't wat beter maken kunde,
Daar drück een Ooge dicht."

Bei einer Übersicht ostfriesisch-plattdeutscher Dichtung von 1800 abwärts, begegnen wir außer den obigen einer Reihe mutigerer

[20] Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch. S. LIV, von Dunkmann.

Dichter, u. a.: G. W. Bueren, Enno Hektor (1820—74), Karl Tannen (1827—1904), W. J. Willms (1839—81), F. W. H. Sundermann (1843—1924) und Fooke Hoißen Müller (1798—1856), dem bedeutendsten ostfriesisch-plattdeutschen Dichter des 19. Jahrhunderts. Andere mehr oder minder treffliche Versuche ostfriesisch-plattdeutscher Poesie erscheinen von jener Zeit an immer häufiger in den Zeitungen, Monatsheften und Kalendern Ostfrieslands.

Es wird oft angenommen, daß gerade das ostfriesische Platt für den Hochdeutschen schwer zu lesen sei. Dies mag ein Grund für den anfangs alles andere überschattenden Erfolg von Groths Quickborn sein. Es schließt aber nicht aus, daß, bei liebevoller Vertiefung, die ostfriesische Mundart nicht auch ihre Werte, ihren Farbenklang, ihre Gedankenwelt auf den Leser übertragen könnte. Im Grunde herrscht doch in den niederdeutschen Mundarten eine stammverwandte ursprüngliche Übereinstimmung. Dies hebt auch Klaus Groth in seinen Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch (1858) hervor: „Die plattdeutsche Sprache hat einmal mit der Hansa die Welt beherrscht, sie beherrscht noch das Meer, ... (sie wurde geredet) ... in den Kontoren der Handelsherren von Lübeck und Lüneburg, in den Kaufhäusern von London und Nowgorod. Die sogenannte ostfriesische 'Taal', die sich in Gedichten, z. B. von Fooke Hoißen Müller hat hören lassen, ... ist noch Plattdeutsch, verständlich bis Königsberg hinaus[21].“

Wie schwer es für den Niederdeutschen überhaupt gewesen sein muß, seine ganze Ideenwelt seit etwa 1650 in holländische, französische oder hochdeutsche Sprachbegriffe — oder gar in alle diese drei gleichzeitig — einzuschalten, beweisen die später so zahlreichen Verse, in denen die Muttersprache verherrlicht wird; z. B.:

„Vellich, wull weet? hett ewig Leben
Uns Modersprak de Himmel geben.
Wenn dat — so wöllt wi noch dar baben
Op plattdütsch unsen Herrgott laben[22].“

Selbst aus dem Schleswig-Holsteinischen ertönt ein ähnlicher frommer Wunsch, obgleich die Zustände der damaligen Zeit dort viel günstiger als in Ostfriesland waren. Noch um 1830 lehrte man z. B. in der Ortsschule zu Heide und in anderen kleineren Ortschaften Holsteins auf plattdeutsch. Der Religionsunterricht — der doch die innersten Gefühle dieser Menschen berühren und ihre Seelen erheben sollte — erforderte jedoch die hochdeutsche Sprache. Man hat diese Einstellung zum lieben Gott so gründlich eingeimpft, daß sogar noch heutzutage der Bauer mit dem Pfarrer seines Dorfes meistens nur Hochdeutsch zu sprechen pflegt. „Freilich der Nachtwächter Jochen Peiters, der als Pseudonymus treffliche plattdeutsche 'Sommergedichte' geleistet hat, ist anderer Ansicht. Er meint, wenn er einmal recht herzhaft zu Gott beten will:

---

[21] Klaus Groth: Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch.
[22] Fr. Dörr: Plattdütsche Volks-Kalenner, 1860.

„'t is Allens plattdütsch, wat denn ruter kümmt;
Und dat is ok en utgemak'te Sak:
Uns Hergott sülm, de spreckt keen ander Sprak[23]."

Diese Übersicht möge als Einblick in Land, Leute und Literatur Ostfrieslands um und nach 1800 genügen.

III. FOOKE HOISSEN MÜLLER (1798—1856), EINE LEBENSBESCHREIBUNG.

Diese zum ersten Male chronologisch geordnete, umfassende Lebensbeschreibung Fooke Hoißen Müllers beruht auf folgenden Quellen:

I. Niederdeutsches Jahrbuch LX/LXI (nach O. Bremer).
   1. Programm des Berliner Gymnasiums zum Grauen Kloster.
   2. Lebensbeschreibung in der Vossischen Zeitung (nach seinem Tode).
   3. Handschriftliche Notizen seines Bruders J. D. Müller.
   4. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 22.
   5. Artikel: Momentbilder, von Schmidt-Weißenfels; in der Berliner Gerichtszeitung.
   6. Notizen seines Enkels, Prof. Dr. Hans Meyer, Berlin.

II. Artikel in der O. T. Z. (siehe Literaturverzeichnis) von Dr. H. Reimers.

III. Artikel im Ostfriesischen Kurier, Norden (siehe Literaturverzeichnis).

IV. Dissertation von Hans Boettcher (siehe Literaturverzeichnis).

V. Monatsschrift: Hannoverland.

VI. Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch. A. Dunkmann.

VII. Niederdeutsches Jahrbuch. Bd. 28.

Wir haben gesehen, wie kurz vor 1800 die ostfriesisch-plattdeutsche Literatur sich langsam wieder aus der Dunkelheit der letzten 150 Jahre einen Weg suchte. In der ostfriesischen Provinzialstadt Aurich, im Brôkmerland, wohnte zu jener Zeit der wohlhabende Kaufmann und Mühlenbesitzer Müller. Am 15. Juli 1798 erblickte unser Dichter hier das Licht der Welt. Man taufte den Kleinen, den „zukünftigen Kaufmann" (wie der Vater es hoffte) auf den Namen: Fooke Hoißen Müller. Als kleiner Bursche besuchte er die dreiklassige Ulrichsschule in Aurich. Später kam er auf das Gymnasium in Oldenburg. Schon als Knabe las Fooke gern gute Bücher. Das Taschengeld verbrauchte er für mechanische Apparate und zu chemischen Versuchen. Er schien kaum seine Außenwelt zu beachten. Er war eine äußerst tätige Natur: „er zimmerte, drechselte, lötete, schmiedete mit selbstgefertigtem Handwerkszeug, baute eine Elektri-

[23] Karl Eggers: Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung. Verlag Carl Habel. Berlin 1855.

siermaschine, eine Camera obscura, Luftballons; er stach in Kupfer, radierte und ätzte Landschaftsbilder und nahm davon Abdrücke auf einer Presse, die er selbst gebaut hatte. Er spielte Flöte, auch Klarinette, Oboe, Guitarre, Geige, später auch Harfe. Gleichwohl litt unter diesen Nebenbeschäftigungen die Schule nicht; häufig erhielt er Auszeichnungen und Prämien[24]." Während er in Oldenburg eifrig Mathematik studierte, betrieb er als Broterwerb Philologie. Bereits als Fünfzehnjähriger sandte er seine vaterländischen Gedichte (angeregt durch die Freiheitsbewegung) ohne Namen in die Ostfriesische Zeitung. 1813—1815.

Am Oldenburger Gymnasium hielt er eine glänzende Abschiedsrede in griechischer Sprache. Damals muß er etwa 17 Jahre alt gewesen sein. Vom 17. bis zum 21. Lebensjahre hat er sich wahrscheinlich in seiner Vaterstadt aufgehalten. Da man keinen Kaufmann aus ihm machen konnte, kam er eine Zeitlang bei einem Uhrmacher in die Lehre. Auch versuchte sein Vater ihn für die Theologie zu interessieren. Der junge Sohn wurde weder Kaufmann, noch Uhrmacher, noch Theologe. Seine Begabung, besonders auf dem Gebiete der Mathematik, veranlaßte ihn, sich diesem Studium hinzugeben.

Es folgten vier Jahre (1819—1823) auf der Universität Göttingen, wo er sich der Mathematik und Physik widmete und promovierte. „Der Göttinger Student lebte ausschließlich den Wissenschaften. Er baute eine Pedalharfe und arbeitete an einem Instrument, das zwei Geigen, Viola und Cello in sich vereinigen sollte, und noch in Berlin hat er eine neue Klaviatur für das Klavier erfunden und ein harmoniumartiges Instrument, auf dem er selbst spielte[25]."

Seine erste Anstellung erfolgte in seiner Vaterstadt Aurich. In dieser Auricher Zeit findet man im Verzeichnis der Subskribenten in Fridrich Arends „Erdbeschreibung von Ostfriesland" 1823 den Namen Doktor F. H. Müller — Aurich. (Wir kommen später hierauf zurück.) Hier lehrte er Mathematik, ohne jedoch Apparate zu haben. So baute sich der „Klüterer" (wie ihn wohl sein Vater früher nannte) seine eigenen Apparate für den Unterricht. Auch drang er auf die Erbauung einer Navigationsschule in Emden. Die Regierung hatte aber kein Geld dafür.

Sein Studiengenosse und Landsmann Dirksen in Berlin (Mathematikprofessor an der dortigen Universität) zog ihn dann aus der engeren Heimat fort. Als Lehrer der Mathematik wirkte Müller von 1826—1828 am königlichen Pädagogium in Halle. Von 1828—1835 bekleidete er die Stelle als Mathematiklehrer am Gymnasium und an der Kriegsschule in Torgau, wo er auch heiratete. Ebenfalls machte er sich hier um die Einrichtung des Turnunterrichts verdient. 1833 wurde er zum Professor ernannt.

Darauf war er, 1835—1842, als Schulrektor und Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium in Brandenburg tätig.

Seit 1842 wirkte Müller als Professor der Mathematik und Physik

---

[24] O. Bremer: Niederdeutsches Jahrbuch LX/LXI. S. 162.
[25] O. Bremer.

am Gymnasium „Zum grauen Kloster“ in Berlin, einer der damals angesehensten höheren Schulen des ganzen Landes und das älteste Gymnasium in der Mark Brandenburg, wo von 1830—1832 Bismarck Schüler war. Müller hatte eine der angesehensten Stellen, die es für sein Fach im damaligen preußischen Schulwesen gab, in glücklicher, erfolgreicher Laufbahn erreicht[26].

Bis hierher haben wir die Jugend, die Jünglings- und die Mannesjahre dieses außerordentlich vielseitigen Menschen kennengelernt. Er galt als einfach, bieder, bescheiden, voll tiefen Gemüts und von einer packenden Geradheit. Nach außen hin war er der strenge, verschlossene Gelehrte. „In seinem Beruf fand er Befriedigung durch den Erfolg seiner Lehrtätigkeit. Er galt als gründlicher Kenner seines Faches und als kräftig wirkender Lehrer[27].“

Von dem wenigen Überlieferten wollen wir dieses Bild noch etwas deutlicher zeichnen. Sein Enkel, Professor Dr. Hans Meyer, erinnert sich seines Großvaters Fooke Hoißen Müller als: „lang und hager, kräftig, ursprünglich blond, dann grau, mit wenig gepflegtem Bart, immer ernst, von fast unbeweglichen Zügen, kaum je lachend. In meinem Gedächtnis steht er wie der Typus eines ernsten, gelehrten Schulmeisters. ‘Ein friesisches Naturkind’, sagte mir Bellermann, was etwa sagen sollte, nicht allzu viel gesellschaftliche Politur[28].“ In einem Artikel der Berliner Gerichtszeitung spricht Schmidt-Weißenfels von Müllers Beweisen von Mut und Willenskraft: „Freilich er hatte schon in seiner Physiognomie den Ausdruck dieser Bestimmtheit und Sicherheit, welchen die Mathematiker häufig besitzen. Sein graues dichtes Haar stand starr in die Höhe und schmückte den schönen Kopf wie mit einem Barett[29].“

Diesem so reich begabten Manne waren auch manche bittere Stunden beschert. Zweimal war er glücklich verheiratet. Der Tod entriß ihm 1842 seine erste Frau und seine Kinder (außer einer Tochter). Er vermählte sich zum zweiten Male 1847. Nach einigen Jahren betrauerte er mit vier kleinen Kindern den Verlust auch dieser geliebten Gattin. In seinen letzten Lebensjahren wohnte er „in einem Landhause, das er sich vor dem Schönhauser Tore in Berlin, ... in ganz ländlicher Gegend errichtet hatte, mit ziemlich großem Garten[30].“ Erschütternd sind die Berichte seiner unheilbaren Krankheit. Seit 1853 litt er am Knochenfraß im Kinnbacken, Gesichtskrebs und später Gesichtsrose. Wiederholte schmerzhafte Operationen ertrug er, ohne Chloroform, mit unglaublich stoischer Willenskraft. Seine Gefühle trug er nie zur Schau. „Was ist Schmerz?“ antwortete er einem um ihn besorgten Arzt.

Sein reiches Innenleben offenbarte er nur den Vertrautesten. Man entdeckte in Müller einerseits den wissenschaftlichen Gelehrten und anderseits sein tiefes, inniges, fast kindliches Gemüt. Er ver-

[26] Dr. H. Reimers.
[27] O. Bremer.
[28] Prof. Dr. Hans Meyer.
[29] O. Bremer.
[30] O. Bremer.

schönte sein Leben durch seine Liebe zur Kunst, zur Malerei, zur Musik und zur deutschen wie englischen Literatur. Dreißig Jahre lang lebte er außerhalb seiner engeren Heimat, aber seine Reisen gingen n u r in das geliebte Ostfriesland und nach Norderney. In den wenigen Mußestunden schrieb er Gedichte. Im ernsten oder im scherzenden Tone besang er darin die Ereignisse des Lebens. So entstanden drei Bände (meist) Gelegenheitsgedichte in hochdeutscher Sprache, aber „nicht für die Öffentlichkeit bestimmt". Sie befinden sich im Privatbesitz verschiedener Verwandte (siehe Verzeichnis: Niederdeutsches Jahrbuch LX/LXI, S. 164).

„Handschriftliches hat er," schreibt seine Tochter Frau Helene Meyer, „nebst allen Familienbriefen während seiner letzten Krankheit verbrannt."

Aus der hochdeutschen Sammlung sei das folgende bezeichnende Gedicht angegeben: „Ich bin kein Sänger von Beruf".

Ich bin kein Sänger von Beruf;
Doch singen muß ich, singen,
Wie mir Natur die Kehle schuf,
Sonst will die Brust mir springen.
Der bittre Gram, das tiefste Leid,
Der Liebe höchste Seligkeit,
Mein Träumen, Hoffen, Sehnen,
Es macht sich Luft in Tönen.
Der Sommer schied, und herbstlich fiel
Das Laub in meinen Hainen.
Ich klagt' es meinem Saitenspiel
U n d s a n g , a n s t a t t z u w e i n e n .
Der Sturm zerschlug mein Erntefeld,
Mein Herz zerfiel mit Gott und Welt,
Und doch ward mir beim Liede
Ein leidlich heitrer Friede.

Wir werden die autobiographische Bedeutung des Gedichtes am Schlusse dieser Lebensbeschreibung erst völlig erfassen können.

„In plattdeutscher Sprache zu dichten, hatte Müller natürlich ferngelegen, so vertraut ihm auch die ostfriesische Heimatmundart seiner Jugend war. Unter den zahlreichen Gedichten aus den Jahren 1827—1847 befindet sich nur ein einziges plattdeutsches 'Een Breefje' vom Jahre 1847." (Dieses ist das Jahr, als er sich zum zweiten Male vermählte. Das Gedicht dürfte wohl zur Liebeslyrik gehören.)[31]

Ein anderes hochdeutsches Gedicht ist aus Müllers Torgauer Zeit. „Der verwitwete Rektor des Gymnasiums, Professor Gottlob Wilhelm Müller, ist eine zweite Ehe eingegangen. Das Lehrerkollegium sucht dem verehrten Oberhaupt in geziemender Weise seine guten Wünsche zum Ausdruck zu bringen, und man findet daß dazu keiner geeigneter ist, als Fooke Hoißen. Das vom Lehrerkollegium den Neuvermählten gedruckt überreichte Glückwunschgedicht, im Geschmack der Zeit

[31] O. Bremer. Niederdeutsches Jahrbuch LX/LXI.

vor 100 Jahren, zeigt eine beachtenswerte Formvollendung und einen edlen Schwung der Sprache. Im Eingang grüßt es die Neuvermählten:

„Nicht in Arkadiens Tale dürft ihr steigen,
Sucht ihr das Schönste, was die Erde trägt!
Es gibt ein Glück, von dem die Dichter schweigen,
Das höher liegt, als sich ihr Traum bewegt.
Es wohnt im Schattengrün von Lorbeerzweigen,
In die der Myrthe Blütenreis sich legt.
Heil, Edler, Dir! Treu pflegtest Du sie beide,
Sie blühen Dir auf, und alles atmet Freude."

Mit guten Wünschen an die junge Frau schließt er dieses Gedicht:

„Heil Dir! — Wem Gott viel Liebe aufgetragen,
Den liebt der Herr und leuchtet seinen Tagen[32]."

Dieses Hochzeitsgedicht enthält acht Strophen, je im achtzeiligen, jambischen Pentameter. Nirgends läßt sich der Dichter zum Süßlich-Sentimentalen herab, oder gar zu einer witzigen Derbheit. Überall herrscht der feierliche, innige und zugleich erhabene Ton. Das Gedicht ist auf hübschem Papier gedruckt, mit zartem Goldrand eingefaßt und mit drei kleinen Federzeichnungen geschmückt. Das Original (im Druck) wurde mir auf einige Tage von Herrn Pastor Dr. Heinrich Reimers, Spiekeroog, in dessen Besitz es ist, gütigst geliehen.

Vom Jahre 1840 (von H. Reimers kürzlich zum ersten Male dem Druck übergeben; O. T. Z. den 21. Oktober 1936) haben wir „ein handschriftlich vorliegendes und vermutlich auch bis jetzt wohl noch nicht gedrucktes Gedicht". Müllers zwei Brüder in Aurich verheirateten sich zu gleicher Zeit[33]. Von Berlin aus sandte er zwei Tischuhren als Hochzeitsgabe mit einem sinnigen Gedicht (in 9 Strophen) über den Zweck der Uhr im Haushalt. Die besten Strophen (7 und 8), die uns wiederum dem Dichter näher bringen, folgen hier:

Die Uhr spricht:

„Gar ungern mahn ich an Arznei
Und an Verband von Wunden,
Prozeßtermin und Polizei
Und bange Abschiedsstunden.
Doch, wird Dir Ungemach zu Teil,
So denk, ich geh mit gleicher Eil
Durch bös und gute Tage.
Und irr ich je, o sieh mir's nach,
Auch ich bin Staub und Erde,
Ohn' Sonnenstrahl und Turmuhrschlag
Ein Lamm ohn' Hirt und Herde.
Du selbst — schlägts Herzchen zweifelsbang,
Horchst auf der Kirche Glockenklang
Und schaust zum Licht nach oben."

[32] H. Reimers: O. T. Z.

[33] Die zwei Brüder: Der spätere Bürgermeister Johann Dietrich Müller und der Kaufmann Friedrich Müller.

Was machte aber diesen gelehrten Berliner Mathematikprofessor noch an seinem Lebensabend zum besten niederdeutschen Dichter seiner ostfriesischen Heimat?

Wir haben bereits gesehen, wie immer wieder im niederdeutschen Raum die große Hoffnung gehegt wurde, der niederdeutschen Mundart und Literatur Bahn zu brechen. Zaghaft, bescheiden, oft geschmacklos und nach Form tastend waren die schon erwähnten Anfänge. Teilweise suchte man den Stoff aus hochdeutschen Dichtungen in plattdeutscher Mundart wiederzugeben: z. B. in „Singedigte“ und in der „Sanghfona“.

Es beginnt hier die nunmehr als Neuniederdeutsch bezeichnete Zeit.

Prometheusgleich erhob sich die neuniederdeutsche Literatur um 1850. In der kurzen Spanne von fünf Jahren (1852—57) überflutete sie nicht nur die engere Heimat, sondern auch das ganze deutsche Land (und Ausland!) mit ihrer bodenwüchsigen Poesie. Aus ihr erklang wieder die Sprache der Heide, des Moores, der Marsch und der Geest; aus ihr ertönte die melodische Wortmalerei von Wind, Wolke und Woge am deutschen Meer; in ihr veranschaulichten die Dichter die Leute ihrer Scholle für uns mit ihren Freuden und Schmerzen, mit einer seltenen Mischung von Glauben und Aberglauben, mit dem Fernweh und dem Heimweh. Das belebende Quellwasser des „Quickborn“ rieselte durch die niedersächsische Landschaft. Es begann zu keimen, zu grünen und zu blühen.

Im November 1852 veröffentlichte Klaus Groth den „Quickborn“. Schon Weihnachten 1852 sandte Fritz Reuter die „Läuschen un Rimels“ als Manuskript an seinen Freund Fritz Peters. Gedruckt erschienen diese dann 1853. Bereits 1854 ergötzte John Brinckman die Leser mit seinem „Voß un Swinegel“, um schon 1855 seinen „Kaspar Ohm un ick“ folgen zu lassen.

Wir wissen, daß Fooke Hoissen Müller gleich zweimal hintereinander den „Quickborn“ durchlas. Reuters „Läuschen un Rimels“ veranlaßten ihn zu einer kritischen Beobachtung, von der wir später hören werden. Sein Bruder Dietrich aus Aurich, der damalige Senator und Kaufmann Dietrich Müller, schrieb überzeugt: „Das können wir Ostfriesen auch!“

Groth hatte Schleswig-Holstein, Reuter und Brinckman hatten Mecklenburg besungen. Das war aber erst der Anfang. Sie schufen eifrig weiter. Neue Dichter gesellten sich dazu. Man hatte endlich Mut gefaßt, das hochdeutsche Gewand abzulegen und nun die schönsten Lieder und Erzählungen der heimatlichen Scholle in die seelisch und rassisch bedingte Mundart zu kleiden. Mit Müller trat auch Ostfriesland wieder in den Bereich neuniederdeutscher Literatur ein, wie denn auch zuvor von Ostfriesland aus die Anregung zur erneuten, besseren plattdeutschen Dichtung gemacht worden war.

Dabei wären noch zwei interessante Beobachtungen angebracht:

1. daß die plattdeutsche Poesie (auch in der Zukunft!) vielfach von Lehrern ausging; Groth, Reuter, Brinckman, Fehrs, Müller u. a. waren alle Lehrer;

2. daß diese Dichter sich schon in früheren Jahren auf hochdeutsch versucht hatten, und doch schließlich im Plattdeutschen ihre größte Kraft entfalteten. Reuter hatte schon 1842 hochdeutsche Polterabendgedichte geschrieben. Müllers hochdeutsche Sammlung wurde schon erwähnt.

Obgleich Müller 30 Jahre außerhalb seiner ostfriesischen Heimat gelebt hatte, muß man betonen, daß es ihm sehr gut gelang, in ostfriesischer Mundart — der „Brôkmerlander Taal" —, mit nur wenigen hochdeutschen Sprachformen, zu dichten. O. Bremer behauptet das Gegenteil; er widerspricht sich aber in der Fußnote (3), Seite 165, Niederdeutsches Jahrbuch LX/LXI: „obgleich er (Müller) wiederholt die Heimat besuchte und zeitlebens Platt gesprochen hat". Außerdem möchte man nicht gern annehmen, daß Müller, der bis zu seinem 21. Lebensjahre fast immer in oder in der Nähe der ostfriesischen Heimat gelebt hatte, seine Muttersprache leicht vergessen hätte.

Auf Anregung seines Bruders war Müller wohl geneigt, noch einmal in seine Harfe zu greifen, mit der Überzeugung: „Ich glaube, wer es mit der plattdeutschen Sprache gut meint, muß nicht mehr bloß zu Schnurren sie verbrauchen (wie Reuter!). Leider ist der gebildeten Welt fast nichts anderes in ihr dargeboten. Dieser ist sie dadurch vorzugsweise die derbe possenreißerische Sprache geworden, während sie doch, wo sie noch lebendig ist, für Ernst und Weh und Klage und Idylle ebensogut Klänge hat, wie jede andere." — Es ist ein großer Schritt von der Sanghfona bis zu den „Döntjes un Vertellsels" Müllers, die im Dezember 1856 erschienen. In den „Literarischen Unterhaltungsblättern" jener Tage liest man folgendes Urteil von Dörr: „Die ohnlängst erschienenen ‚Döntjes und Vertellsels' von Müller sind unstreitig das vorzüglichste, was die plattdeutsche Literatur überhaupt aufzuweisen hat. Müller ist ein Dichter voll poetischer Weihe, voll Tiefe des Gedankens und unbedingt ein weit umfassenderes Talent als G(roth). Mit gleicher Vollendung, Fülle, Klarheit und Gewandtheit schlägt er die Töne des erhabenen Ernstes und der Wehmut, als die des Heiteren und einfach Idyllischen an und wahrhaft staunenerregend ist die Mannigfaltigkeit der poetischen Bilder und Anschauungen, welche der nicht starke Band bietet. Jede Seite des Buches ist voll Schönheit und Vollendung, nirgends Trivialität, nirgends Phrase, alles Tiefe, neu und warm empfunden und nach Durchlesen des Ganzen trägt man einen Schatz von echter Poesie davon, so reich und kostbar, wie sonst selten.

Wehmütig ist freilich der Gedanke, das erste und das letzte von dem Dichter vor mir zu haben, es zu genießen und es ihm nicht danken zu können. Wir wiederholen es nochmals, Müllers Gedichte sind das schönste, was in plattdeutscher Sprache geschrieben ist."

Ähnlich bedauert man das Hinscheiden Müllers in Dörrs „Plattdütschem Kalenner 1860" in einem längeren plattdeutschen Paragraphen. Dörr druckte damals „Blömkes, staht mi bi" und „Köng Helgos Oog" ab. Auch er macht den Lesern Mut, wie folgt: „De

Herutgever vun'n Kalenner kenn ok nix vun de Brôkmerlander Taal, worin Müller schreben hett, as he dat Book in de Hand neem, un doch hett he mit lichte Mög sick in dat Book rinlesen.

Un nu lest hier de Proben ..."

Das Epos Tjark Allena hat er unter den Schmerzen seiner letzten Krankheit beendet. Die „Döntjes un Vertellsels" enthalten dieses Epos und 18 andere Gedichte, mit deren Veröffentlichung Müller nicht gerechnet hatte. Er hatte, wie sein Bruder berichtet, alles „in Mußestunden von abstrakten Arbeiten und aus angeborener, bis ans Ende treu bewahrter Anhänglichkeit an das liebe Heimatland" geschrieben.

Typisch ostfriesisch ist es bei Müller, daß auch er sich an drei überlieferte Gattungen der ostfriesischen Poesie hielt: Döntje — Lyrik — Ballade; einschließend das lyrisch-dramatische, faustische Epos Tjark Allena.

Bevor wir zu einer Betrachtung seiner plattdeutschen Dichtung übergehen, wollen wir an dieser Stelle eine kurze Übersicht von Müllers anderen Schriften anführen. Im Privatbesitz seiner Nachkommen (wie schon erwähnt wurde) befinden sich:

Band I. „Gedichte zu Gemälden der Kunstausstellung vom Jahre 1846 zu Berlin". 130 Seiten. (Hochdeutsch.)

Band II. „Liebesfrühling"; eine Gedichtsammlung vom Jahre 1847. 115 Seiten. (Hochdeutsch.)

Band III. „Gelegenheitsgedichte und Vermischtes" aus den Jahren 1827—45. (Hochdeutsch.)

1. aus Torgau 1827—1835. Liebesgedichte, Gelegenheitsgedichte, Philisters Frühlingslied, Die Drei Julitage.
2. aus Brandenburg 1835—1839.
3. aus Berlin 1842—1845.

Müllers fachwissenschaftliche Werke zählten zu den besten jener Zeit:

1833. Problemata analytica ad Summationem seriarum pertinentia. (Im Programm des Torgauer Gymnasiums.)

1839. Elemente der Arithmetik und Algebra, in System, Commentar und Anwendungen, als Lehr- und Übungsbuch für die mittleren Classen höherer Lehranstalten und zum Gebrauch für Hauslehrer und beim Selbstunterricht dargestellt. (Potsdam) I. Teil.

1841. Dasselbe. II. Teil.

1844. „Über proportionale Kreispotenzen"; ist eine Abhandlung Müllers in einem Berliner Programm.

1847. „Rede am Wohltäterfest des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster den 22. Dezember 1847 gesprochen von Professor Dr. F. H. Müller."
Diese Rede ist enthalten im Programm vom 21. Dezember 1850.

1856. Sein letztes Werk „Arithmetik und Algebra für Gymnasien und Realschulen", Berlin 1857, konnte dem Verfasser vor seinem Tode als beendet vorgelegt werden.

Fooke Hoissen Müller selbst äußerte sich einst seinem Bruder gegenüber, daß es ja doch niemand glauben würde, daß ein Mathematiker für die schöne Muse der Poesie Sinn haben könnte. Aus diesem Grunde gab er erst zu allerletzt den Bitten seines Bruders nach, die plattdeutschen Gedichte zu veröffentlichen.

„Mit bewundernswerter Ergebung und schweigender Standhaftigkeit hat er (Müller) die wachsenden Schmerzen getragen, bis ihn am 8. Oktober 1856 der Tod von seinem Leiden erlöste[34].“ Müller hat die Veröffentlichung seiner Gedichte nicht mehr erlebt.

IV. F. H. MÜLLERS WERKE.

(Gruppe A.)

Fooke Hoissen Müllers zwanzig ostfriesch-plattdeutsche Gedichte lassen sich stofflich folgendermaßen einteilen:

A. I. Schelmische Gedichte und Spottgedichte.
1. Tweespraak tüsken Klaas Wurtel un Jann Kartuffel.
2. Klaas Iden sien Häcksters.
3. En Nimrod.
4. Wenn de Lühde 't man wussen.
5. De Düvel up de Dullart.
6. Tweespraak: (tüsken Vader un Sön) = dieses aus „Tausend Jahre Plattdeutsch“.

II. Wintergedichte.
7. Achtert Reit.
8. In de Mau.
9. Upgeset't.

III. Gelegenheitsgedichte.
10. To sülvern Hochtied.
11. Ree!
12. An Fro Herrenburger-Tuczeck.

IV. Liebeslyrik.
13. Wahlversammlung.
14. Wat sück de Swaalkes vertelln.
15. By't Melken.
16. Hör Ooge.

V. Ostfriesen-Heimweh:
17. Een Ostfreese.

VI. Ballade:
18. Könk Helgos Oog.

VII. Leben und Tod:
19. Blömkes, staat mi bi.

B. VIII. 20. Epos (in 20 Gesängen):
Tjark Allena. (1856.)

[34] O. Bremer.

Müllers Gedichte geben (außer Nr. 12) kein genaues Datum ihrer Entstehung an. Die stoffliche Einteilung oben deckt sich jedoch größtenteils mit ihrer sich weiter entwickelnden künstlerischen Vollendung. In Gruppe A (Nr. 1—19 einschließlich) sind die kürzeren Gedichte behandelt worden; in Gruppe B das Epos, das in zwanzig Gesängen aufgebaut ist.

Da die vollständige Ausgabe dieser Sammlung schwerlich überall zur Hand sein wird, ist der Inhalt eines jeden Gedichtes genügend angegeben — mit Auszügen in Müllers ostfriesischem Platt —, um ein Zerrbild zu vermeiden und um der ostfriesischen Muse (ohne Übersetzungen!) gerecht zu werden.

1. „Tweespraak tüsken Klaas Wurtel un Jann Kartuffel"

erinnert an ähnliche Gedichte aus dem Bereiche der Alltäglichkeit. In knappgefaßter Rede führen allegorisch-personifizierte leblose Dinge ein Zwiegespräch, das mehr oder weniger pointiert abschließt. Man denke an Paul Heys (1789—1854) „Milchtopf und Wassereimer" oder „Schinken und Bratwurst"; oder an Goethes derbes Gedichtchen „Kessel und Topf". Im obigen Gedicht versucht die Wurzel, die müde kränkelnde Kartoffel zu wecken. Beide kennen weder Tag noch Nacht:

„'T mag wesen laat of fro,
By uns sallt Avend wesen,
Glyk völ, wi willt et so!"

Die Kartoffel

„plaagt sück sünder Dank,
Bloot um sien Kinder Willen".

Sie sieht auch schlecht aus:

„De Klör weg, holle Wangen
Un Schrumpels in de Huut."

Wie gut hat es die Wurzel:

„Jy hebb't keen Kinder tüget."

Die Kinder der Kartoffel wollen immer höher hinaus:

„Naa baven uut de Grund,
In Lücht un Lecht des Daages."

Dem kann geholfen werden, meint die Wurzel:

„Daar kön Jy 'n Stick vör steken",

indem ihr (Kartoffel) ein Testament macht, und alle Keller und Scheunen zum Nichtgebrauch euren Töchtern und Söhnen vermacht. Den Acker vermacht ihr euren Enkelkindern. „Dat doot, denn läw Ji lang." Die Kartoffel nimmt den offenbar blöden Vorschlag der Wurzel an. Sie will doch lieber noch leben, als krank sein.

„Blix ja! Dat is en Middel!
De Stick is as en Paal,
Hebt dusend Dank, Klaas Wurtel,
Jo Cur is radikal!"

2. „Klaas Iden sien Häcksters“

zeigt wiederum eine allegorische Personifizierung. Man denkt unwillkürlich an das Sprichwort: „Die Spatzen pfeifen's von den Dächern“ und an den Aberglauben: Elstergeschrei bedeutet Streit. Es handelt sich hier um einen schlechten Hausherrn und Gatten. Er ist ein fixer Bauer und sieht ritterlich aus. Leider hat ihn seine Frau viel zu lieb. Die Häcksters Piet und Griet wissen Bescheid. Sie haben ihr Nest beim Rollbaum, von wo aus sie Klaas Iden frei und frech beobachten können. Von Strophe zu Strophe erfahren wir aus dem Zwiegespräch dieser Vögel das Schicksal Klaas Idens.

„Achtert Saat lang, dat Meisje,
Dat gung keyern mit Jo; —

und ein ander Mal,

„All to Markt mit Jo Weit?
. . . . . .
An de Krüzweg de Maid, Piet,
Wat de lang dar all sit! —
Wat de Drummel nich deit, Griet,
Klaas Iden nimmt se mit! —

Die Zeiten schreiten fort. Klaas kauft sich ein Jagdpferd, Hut, Stiefel, — und echte Perlen. Angeblich muß er zu einem Jagdschmaus. Seine Frau bleibt daheim, aber am Kreuzweg —

„Sü, sü! se wüppt in de Wagen (das Meisje)
Un Gallopp jagen de Per,
Sü, Piet, sü! — under hör Kragen
Luurt de blanke Schmuck her.“

Klaas kommt erst am nächsten Morgen zurück. Die Häcksters sind ihm auf die Nerven gefallen. Sein schlechtes Gewissen schreit ihn an in diesem Kreischen der Vögel. Er erschießt sie beide. — Aber das ändert nichts. Seine Schuld kann er nicht vermindern;

„Man Klaas Iden denkt to ballern
Mit de Swäp weg de Pyn.“

Schon im nächsten Monat sieht man am Rollbaum schwarzen Flor. Die Frau ist gestorben. Der Hof sieht im nächsten Frühjahr noch verwahrloster aus; und um Weihnachten ist alles zu Ende.

„'T naaste Vröjahr bugen de Ellern
Kroon un Kranzen too Hoop; —
Un um Kasstyd en Anschlag
‚Tom gerichtlyken Verkoop!‘“ —

3. En Nimrod.

Dies ist offenbar ein politisches Spottgedicht, das sich wohl auf einen gewissen Norderneyer Badegast bezog.

„Wat kummt denn dar vör'n dapper Mann,
De Störmkapp up dree Haare,“ ...

Was für einen unechten Nimrod Müller uns hier zeichnet! Wer ihn nicht kennt, bewundert ihn,

„En Kerl is't as en Baare."

Die feurigen Augen, das braune Gesicht: als ob er in einer Wüste mit Bären und Löwen manches Abenteuer bestanden hätte. Mit einem Sprung fährt der Dichter vom Heldenhaften zum Lächerlichen. Der Spott in den letzen Zeilen wird dadurch besonders pointiert. Ach, dieser Nimrod, der wegen seiner Hühneraugen im weichen Dünensand auf und ab wandert. Hinter ihm folgt der Insulaner. Er trägt die große Beute — drei Kaninchen —, und — freut sich auf das Trinkgeld. Schließlich erkennt der Dichter seinen Nimrod genau; er hat ihn durchschaut. Schelmisch derb schließt das Gedicht:

„Nu kenn ik hum! — van d' Landdag her,
Dar satt de Kerl to slapen. —
Man wenn der wat to schmuusen weer
Dee he sien Beck wied apen."

4. Wenn de Lühde 't man wussen

zeigt uns die Ungeduld des Ostfriesen, der mehr vom Handeln als vom Reden hält: „Prôten is goodkoop, man dohn is 'n ding" heißt das ostfriesische Sprichwort[35]. Hier haben wir ein kurzgefaßtes dreistrophiges Spottgedicht, welches sich ohne Zweifel auf einen Politiker aus Müllers Zeit bezieht. Auch lehnt es sich an Langes „Schilderee van eenen Windbüdel", Sanghfona 1838, an, welches beginnt:

Lange: „Well kummt dar an? — Mosjö Kabbeljau,
De grotste Geck der Gecken; . . .
. . . . . .
„He hett een Utkiek as een Kalv."
. . . . . .

und am Ende:

„Sin Bresem is man Plunder.
He kallt geen Woord oït sünder Lach,
Neet uttostahn is sin Gedragg." —

Bei Müller wird der Allwissende mit drei Hauptstrichen skizziert:

1. „Oh du büst en klook Fenntje,
. . . . . .
Ja wahrhaftig, kannst bieten
Eenen Spieker up twee Enden.
2. Un wat büst du vör'n Witzboldt,
. . . . . .
Weet'st Du wiss, harst Du 't Woord hadd,
Harst Du lüstiger fidelt.
3. Oh wat büst Du vör'n Redner,
. . . . . .
Wenn de Sitzung is slaaten,

[35] Hibben: Ostfriesland, wie es denkt und spricht. S. 226, Nr. 2651.

Hest Du Woorden de Menge,
Hardst Du't Woord, dreef dien Prooten
All Dien Gegner in d' Enge."

5. De Düvel up de Dullart.

Man könnte dies ein gutmütiges Spottlied auf den preußischen Soldaten nennen. Es ist Sommer — Mitternacht. Ein preußischer Soldat muß auf der langen Brücke Schildwach stehen. Mondschein ruht auf dem Dollart. Ihm fallen die müden Augen zu und dreimal ruft er, von schweren Träumen bedrückt, die Wache heraus:

„Oh Korpral hier up de Dullart
In een Bootje schwalkt de Düvel!"

Beim dritten Mal leuchtet ihm der Korporal ins blasse Gesicht:

„Hier sit d'Düvel, Boot un Maanschien,
Hier in't Ooghaar, kiekje, kiekje! —
An det Ooghaar van den Flegel
Klevt un krabbelt bloot en Tiekje[36]." —

Dies Gedichtchen ist so anschaulich, so lyrisch stimmungsvoll, daß es in uns eine heitre Freude erweckt. Müller verlegt die Begebenheit in die Zeit vor 1817. Der Anlegeplatz des Emder Hafens ist die berühmte „Langebrücke" gewesen. Diese wurde von einer Flut 1817 zerstört und nicht wieder hergestellt.

Vielleicht liegt auch eine kleine ironische Anspielung — als lustiges Gegenstück gedacht — auf das Motto der Militärwache in Emden darin: „Slaept niet die daer waekt."

6. Tweespraak (aus: Tausend Jahre Plattdeutsch, S. 263)

erinnert an die lange Zeit, als im westlichen Ostfriesland in den reformierten Kirchen, sowie in Handel und Verkehr, ausschließlich Holländisch gesprochen wurde. Der Humor paart sich mit der Moral. Zugleich war das Gedicht als Einleitung zu den „Döntjes un Vertellsels" beabsichtigt worden. Da es kurz ist, folgt es hier ganz. Es wurde zuerst in Upstallsboom-Blätter 1911, Nr. 1, abgedruckt. Wir behalten Müllers ursprüngliche Orthographie hier bei.

Tweespraak.

Sön:

'k was ook in de Kark, daar hörd ik hollandsk präken.
Dat's dücht mi doch, hierlands en eegen Mood!

Vader:

Uns Herr versteit uns alle lieke good,
Of wi Latinsk of Hollandsk mit hüm spräken,
Hebreesk of Hoogdütsk, kummt man alle dat

[36] Dies erinnert stark an ein Sprichwort in Hibben: Ostfriesland, wie es denkt und spricht. Nr. 3463. „Du hest woll tegen 'n Ooghaar ankeken. — Du hest ja woll 'n Luus verdreiht in't Ooghaar hangen, sä de Vader, as de Jung sä: Kiek, Vadder, daar fahrt 'n Dreemast-Schipp."

Van Harten un is wahr, naa Minskenräken.
Man seggen mug ik doch, wenn irgend wat,
Hört he am lewsten uns oostfreeske Platt.
Denn darin is wol van de ollste Dagen
Bet nu am minsten lagen und bedragen.
Laat uns man hapen, dat et ook so blift,
Wenn man in Platt nu ook wär druckt un schrift.

7. Achtert Reit.

Mit diesen und den zwei folgenden Gedichten steuert Müller zu der anschaulichen Reihe ostfriesischer Wintergedichte bei. Die Poesie gleitet schnell und leicht vorwärts, so wie die Jungen auf ihren Schlitten. Mit der Freude vereint sich der Aberglaube: Vorsicht vorm: „Bunkys"! Tollkühn geht's mit dem Schlitten, wo

„Övert Bunkys, achtert Reit,
Spöln de Windjes hör Fleit." ...

Wuchtig saust er über die Fläche:

„Is keen Holden, is keen Stüren,
Laat't man lopen, laat't man fieren."

Die Freude hat ein jähes Ende:

„Dree Jungens in een Gatt
Dör dat Bunkys so glatt!"

Ein böser Wicht ist Schuld daran:

„Unner d'Ysbön, de Schloot
Blinkert blau, geel und rood!
Daars'n Uhrwark dat tickert!
'N olle Kerl mit 'n grau Jickert (Jacke) —"

8. „In de Mau."

„In de Mau" gibt uns ein Bild der Winterfreuden, wie sie eben ostfriesische Jungs und Meisjes begeistern. Müller zeigt uns zugleich ein wenig seiner eigenen Stellung zum Leben. In der

1. Strophe: Als Einspänner durchs Leben ist nicht das Beste.

„Twee sünd Eens in Sträk und Träden,
Dübbelt Läven, Dübbelkraft."

2. Strophe: Zwei Mädchen in enger Freundschaft. Auch sie finden das zwecklos. Es gilt für jede vielmehr der alte Begriff:

„Diens bün ik, Du miens alleene."

3. Strophe: Wenn sie aber den Rechten nun nicht finden? Ja, dann wird es schlechtes Wetter und die Bahn wird stumpf. Auch ihre Lebensbahn und sie verlieren

„In de Lävensstroom, so breed,
Still sück mit hör Harteleed."

4. Strophe: Zwei flotte Jungens erblicken in den Mädchen ihren

Leitstern. Die Mädchen merken gar zu bald, warum jene so kühn sind.

„Doon se Daaden, winnen Glück,
Mehr vör Andre, as vör sück."

5. Strophe: So paart sich sicher und glücklich, was sich an hellen Tagen fand:

„Jung un Meisje in de Mau (Arm in Arm)
Tokaam Winter Mann un Frau!"

Aber mit einem witzigen Endreim schließt er:

„Och, wo het der mennig Een
Sück by Lampenlücht versehn!" —

9. Upgeset't.

Einsenderin Frau Pauline Dirksen, Witwe des schon erwähnten Professors der Mathematik zu Berlin, der 1850 in Paris starb (wahrscheinlich vor 1850 verfaßt),

hat ähnliche Züge wie J. H. Langes „Het Schövellopen", Sanghfona 1828. Die ältere Fassung, so wie sie Müller beabsichtigte und wie sie in den Upstallsboom-Bll. III, 12 aufgezeichnet wurde, ist (worauf Fräulein Marianne Borchling daselbst ebenfalls hinwies) die echtere. Die Wörter sind besser gewählt und die Bilder anschaulicher. Einige Abweichungen sind folgende:

Alte Fassung.	Neue Fassung.
1. Upsetten.	Upgeset't.
2. Blix!	Flink.
3. Schleef.	Schelm.
4. Schaakt jo de Schöfels.	Kloppt jo ...
5. Jung Fentjes.	Man is d'r n Fent ...
6. Oll Baasen, all wat dick un spak, ...	Un is een Ander old und spak.
7. Hus, Polder, Kroog of Kark! Ho ho! Eendracht makt blyd un stark! So so! Wat enkelt löpt, geit dwas un dwer. (Viel anschaulicher.)	Wat meene Meente kann! — Wo so? Seht ins de Andern an! — Si so! Dat krabbt un kribbelt dwas un dwer. —
8. Wi seilen stävig alltogliek.	Stürig.
9. Halloh!	Wo so?
10. De Ysbahn.	De Bahn.
11. Denn gaat to School mit Bigg un Kalv.	Denn lehrt et erst bi Oss' un Kalv.

Man vergleiche Langes Schöfellopen:

„Dor packt hör een Junge; dat gifft ju Gegier!
Doch — — lari — de Deerens sünt slimm."

Müller:

„Denn bunte Rieg un elk sin Deern,
Se tiert sück man, se deit et geern."

Lange:

„Ji weeten't, dat Schöfeln geit stur in de Wind."

Müller:

„Un kann nich tägen Wind un Wär.
Wie seilen stävig alltogliek ..."

Lange:

„De Sünne is under — wie hasten na Hus
Un rüsten uns ut bi de Heerd,
Bet Moder uns nöget to'm simpelen Smus."

Müller: In diesem Gedicht gehen die jungen Leute nicht nach Hause:

„Stopp ins! Allwär een Krog. — Si so!
Tein Flessen sünt genog; — Man to!
— — — — — — — —
Een Köppje Tee un'n Stöv mit Für, — "

Lange:

„Een Geck, de de Winter neet ehrt."

Müller:

„Schleef, de sück nögen lett.

Das Gedicht beschreibt das gesellige Vergnügen beim Schlittschuhlaufen. In der Sammlung hat Müllers Bruder nur sechs Strophen wiedergegeben. Ursprünglich waren es sieben Strophen mit einem extra Schlußreim. Auch weicht die 6. Strophe von der ersten Fassung ab, wie folgt:

Alte Fassung:

(6)

„Stopp! Hier's ‚dat golden Schipp' (ein Wirtshaus), Halloh!
Kamt in un drinkt een Drüpp. Man to!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Een Köppje Thee un'n Stöv mit Für,
Denn segt jo Fro nich ‚'tis to dür'."

Veränderte Fassung:

(6)

„Stopp ins! Allwer en Krog. Si so!
Tein Flessen sünt genoog. Man to!
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Denn is't de Deerns ook nich to düür."

In der fortgelassenen 7. Strophe erzielt der Dichter eine geschickte Gegenüberstellung der übertünchten Freuden der hochdeut-

schen Gesellschaft und jener Ergötzung der Winterfreuden unter den Ostfriesen, indem er auch die beiden Sprachen nebeneinander stellt, wie folgt:

(7) „Rygt! un Schweiget still! Ho, ho!
Horcht was ich fragen will. Hört to!
Ein Prachtsalon mit Schein und Glanz,
Geschraubtem Witz und steifem Tanz, —

(Oder)!

Of't Ysvermaak vör Fro un Mann,
Wat steit Ostfreesen beter an?"

(8) Nur ein Schlußreim! Die ganze junge Gesellschaft ruft:
„Heel sünder Tegenspraak. Juchhe!
Vivat dat Ysvermaak! Juchhe."

10. To sülvern Hochtied.

Mit diesem Gedichte weicht Müller von der gewöhnlichen Art eines Gelegenheitsgedichtes ab. Wo solches doch meistens an die Verlobten oder Vermählten gerichtet wurde, sind es hier die beiden Alten selbst, die ihren Silberhochzeitstag begehen. In liebevoller, altmodischer Weise spiegelt sich das Milieu ab. Man sieht die beiden Alten leibhaftig vor sich, wie sie sich schmücken. Die Alte macht sich „moje" vorm Spiegel. Der Alte will sich wie einst in Kluft schmeißen; aber statt des ehemaligen Fracks wäre doch „de dicke Överrock" besser. Und wie wollen sie unterm Jungvolk tanzen und feiern und die alten „Döntjes" singen! Laß diese nur „schmüsterlachen". Für die beiden Alten hat auch einst der Himmel gelacht, aber:

„'T gung anders as wi kunnen raden;
'T gung över Kluten scheef un krumm,
In't Heele gung et nicht so dumm."

Gesund und zufrieden schauen sie in die Zukunft:

„Van't Sülverkranzje bet naa't Gold
Weet beter man, wat ritt, wat hold."

Einen Wunsch darf man sich auch erlauben. Da denken die Alten natürlich nur an das Glück ihrer Kinder:

„To't Dochtertje mit Oogen klaar
En deft'gen Brügam övert Jahr!"

11. Ree!

Die Ostfriesen ließen es sich nicht nehmen, auf den allgemein beliebten „alten Fritz" ihre treu gemeinten Verse zu schreiben. Schon in der Sanghfona finden wir (S. 99) von J. G. Gerdes ein Vivat auf den guten König in „Königs Geburtstag", zuerst erschienen in Gedruckte Blätter, Norden 1799. Auf Seite 116 steht ein liebevolles Gedicht auf den tatkräftigen König: „De olle Fritz" — aus der Emder Zeitung 1818, Nr. 9. Ein weiteres Gedicht auf Seite 121, in welchem

der Ostfriese mit Liebe und Ehre für seine Scholle, für Heim, Kirche, Natur und für den König eintritt: „Mien Vaderland“ von U. H. Lauts. Das Historische sowie das Humoristische verschmilzt in Müllers „Ree!“. Nach der Besitznahme Ostfrieslands 1744 suchte Friedrich der Große die heruntergekommenen Schiffahrtsverhältnisse, die er bei seiner Anwesenheit am 13. Juni 1751 und am 15. Juni 1755 in Emden selbst in Augenschein nahm, mit allen Mitteln wieder zu heben. Durch Patent vom 15. November 1751 erklärte er Emden zum Freihafen, dergestalt „daß alle darin ankommende heimische oder fremde Schiffe und Kaufmannsgüter von allen Abgaben befreit sein sollen, sobald sie seewärts wieder ausgeführt werden[37]“.

Beim ersten Besuch des Königs in Emden handelte es sich um eine Bestätigung des (Welt)handels der Emder Kaufleute nach Indien und China. Das Gedicht bezieht sich auf des Königs zweiten Besuch 1755, dessen Hauptzweck war, den Schiffbau kennen zu lernen. Wie schon 1751, fuhr der König auch dieses Mal mit seiner Jacht bis zur Knock hinaus, „wo auf der Rhede ein großes Schiff vor Anker lag. Auf diesem speiste er zu Mittag[38].“ Unserm Gedicht sei folgende Erläuterung bei de Vries und Focken, Seite 282, beigefügt: „Bei diesem Besuche 1755 machte der König in Begleitung des Magistrats einen Ausflug mit der Stadt-Jacht nach der Rhede. Trotz des stürmischen Wetters war der alte Fritz in bester Laune. Da der Wind ungünstig war, mußte laviert werden. Die Wendung des Schiffes deutete der Kapitän jedesmal durch das Kommando „Ré“ an. Plötzlich rief der König zur Unzeit auch einmal zum Spaß „Ré“. Der alte, derbe Schiffsführer ließ sich einen Eingriff in sein Regiment aber nicht gefallen, freimütig wandte er sich an seinen hohen Passagier mit den Worten: ‚Nee Heer, Jy moet stil wesen, hier heb ik to kommandeeren.‘ Dem Monarchen gefiel des Mannes Gradsinn, und er ließ ihm ein ansehnliches Geschenk, ..., eine silberne Uhr, überweisen. (Überliefert durch einen Augenzeugen, den derzeitigen Bürgermeister Enno Paul von Wingene.)[39]“

Nun wollen wir in einigen ausgewählten Zeilen Müllers Behandlung dieser Begebenheit betrachten:

Kräftig eröffnet die erste Strophe:

„De Nordwind pietskt de Dullart,
Man de word drum nich mack.
He hold man desto stiever
Mit elke Bulg sien Nack.“

Der Kapitän (mit seinem Schiffsjungen) bleibt Herr dieses „Nötdopp van en Sluupje“ und bald sieht man:

„Das Sluppje hoppelt taktfast
Dör Sprüdder, Schuum un Daak.“

Dem hohen Passagier

[37] De Vries und Focken. S. 282.
[38] Onno Klopp: Geschichte Ostfrieslands.
[39] De Vries und Focken. S. 282.

„mit so'n Paar groote Oogen
Kann nargends wat entgaan;"

es scheint ihm ein lustiges Einerlei, wie der Kapitän beim Lavieren gegen Wind und Woge sein Kommando ausruft. Da hält es den König nicht länger:

Un as de Wind an't Stieven,
Röpt he en kräftig ‚Ré!' "

Die Schiffsjungen stehen verblüfft. Aber der Kapitän erklärt:

„Mien Herr! sün Jy't Befehlen,
As't schient, all Jahre wennt,
Weet Jy woll ook: regeeren
Kann Nümms, wat he nich kennt!"
„De König över de Lande,
De Schipper över de See
Un över Erd un Himmel
Uns Herrgott, — Jungens: Ree!"

12. An Fro Herrenburger-Tuczeck.

Müllers letzte Reise durch die geliebte ostfriesische Heimat, sowie sein letzter Sommer auf Norderney, fallen ins Jahr 1855; also ein Jahr vor seinem Tode. Auf der Insel schrieb er „An Fro Herrenburger-Tuczeck". Unterm Titel steht: Nördernee 1855; unter der letzten Strophe genauer: Nördernee, den 28. Aug. 1855. Dazu sagt eine Notiz von O. Bremer: „Die gefeierte Opernsängerin war wegen eines Augenleidens 1855 zur Kur auf Norderney und gab dort Konzerte, zu denen die Eingeborenen unentgeltlich Zutritt hatten. Die armen Fischer besuchten mit ihren Familien, mit jung und alt zahlreich diese Konzerte. In Ermangelung eines Lorbeerkranzes überreichte man der Sängerin die weiße Dünendistel, eine zierliche Dünenpflanze, welche sich die Badegäste gern als Andenken mitnehmen." Müllers Gedicht ist gewiß keine Nachahmung eines ähnlichen Gedichtes im Quickborn, obgleich es wohl so erscheinen könnte. Klaus Groths Strophen waren an Jenny Lind gerichtet.

Die zweite und dritte Strophe Groths sind die besten:

2. „Ut drömm un denken ward de Welt:
Wat is mi denn? Weer dat en Drom?
Mi dünkt, se keem ut't wide Feld
Un sung in unsen Appelbom.

3. Grotvader sä: Behol! behol!
Ni Alldag singt de Nachdigal!
Dat Leben is en harre Schol,
Wa selten kumt de Ton hendal!

Daneben empfinden wir in dem Norderneyer sechsstrophigen Gedicht in fünffüßigen Jamben die ganze, wuchtige und zugleich melodische Sprache Müllers.

„Wenn Nordwind strikt dör Stengen, Want und Lienen,
De Sandhalm süchtet un de Bulgen rär'n,
Dat sünt uns' Harpen hier und Violinen.
Doch singt de Meermaid ook wol ins van Fern,
So sacht, so söttjes, man so hartbedwingend, ...

Man verspürt nicht den gelehrten Mathematiker; man schaut nur tiefer in das bald realistische, bald phantastische, aber stets sinnigbedächtige Gemüt dieses ostfriesischen Dichters. Er zieht sich in die Persönlichkeit eines Insulaners zurück, dem die herbe Umgebung zwar nicht die Sinne für künstlerischen Genuß abgestumpft hat, der aber doch alles mit einer bestimmten Beschaulichkeit auffaßt. — Meerweibchen, die den Fischer in die Flut herablocken, sind dem Insulaner wohl bekannt. Frau Herrenburger-Tuczeck aber steht über all diesen. Wie zart und sittsam ist der Übergang zu ihr und das Lob für sie:

„Büst Du de Meermaid, de an Wall gestegen
Uns' h e e l e E i l a n d singen will in See? —

Wenn alle Pulse durch ihren Gesang wärmer schlagen, bleibt sie dann auch so „bickelsteenen kolt?" Und wie viele Lieder spendet sie für Fürsten, Barone, Fischerleute, für jung und alt!

Seine persönlichen Gefühle liegen in diesen zwei Zeilen des Gedichtes:

„Un wenn't dien Hörer is, as wenn sien Seele,
Van Banden free dör alle Himmel fohr," —

Bei diesen schlichten Menschen der Insel dringt die Schönheit des Liedes in der Tat weiter als an das Ohr. Es erhebt und erfüllt deren Herz und Seele. Entspringt aber ihr Lied einzig der Kehle, um bis ans Ohr zu dringen? Ist es bloß Sache des kunstvollen Vortrags? Müller weiß genau, wie alle Kunst oft nur geschäftsmäßig dargeboten wird.

Die vornehme (!) Welt schwelgt nur zur Schau in der edlen Kunst. Von dem innerlichen Erfülltsein verlegt diese die Betonung auf das Äußerliche; z. B. auf die zahlreichen Kränze dieser gefeierten Sängerin. Gütig und zugleich scharf lautet Müllers Kritik in der 4. Strophe:

„Och, Du duurst uns! Wi in unse Hütten,
Wie büten nich, kreeg wi dien Kranzen to!"

Auf dem Festland verarmte ihre Seele. Puder, Schminke, Salbe, Rauch und Staub, das alles muß in dieser nordischen See abgestreift und durch sie geläutert werden. Zurück zur Natur! Darin liegt die Katharsis des äußeren und des inneren Menschen; darin liegt seine Wiedergeburt.

„Süt'st Du't daar blinken? — Kumm, dat is de See!
De weet hör Strand so witt und glatt to spölen;
Wat drup de Minsken trampeln, margeln, wöhlen,
Se wask et rein un blank und word nich mö."
— — — — — — — — —
„Un laat hör Sülverschuum Di överparlen."

Sie wird zu einer neuen Wertung des Lebens und der Kunst geführt. Die Reinheit des Körpers, das fühlende Herz und die erhabene Seele sind bei Müller hier das Ideal überhaupt. Anspruchslos und bescheiden — wie diese Inselleute — soll die Dünendistel (Eryngium maritinum) als Symbol des Dankes gelten. So schließt dieses Gedicht:

„Laat Di de Strandluft singen um de Ohren,
Un klingt ook Di denn deep in Hartensgrund
Dien eegen Musik weer, — denn büst Du sund,
Büst en jung Meisje wer un neegeboren,
Sund büst Du, wenn, war Di in't Binnenland
Wer Kransen regnen up Dien Glidderpaaden,
Du seggst: 'T was nich dat schraaste van mien Blaaden
De soore Stickel uut de Dünensand."

Obwohl es als ein Gelegenheitsgedicht gelten sollte, ist „An Fro Herrenburger-Tuczeck" vielmehr als eine warnende Kritik Müllers über die Kunst als solche aufzufassen. Wir wissen, daß er schon früher eine Reihe Gedichte zu den Gemälden der Kunstsammlung in Berlin 1846 hochdeutsch verfaßt hatte.

13. „Wahlversammlung."

In der „Wahlversammlung" greift Müller geschickt in die Welt der Tierdichtung zurück. Es ist uns bekannt, daß die Tierdichtung um und nach 1500 gerade im Niederdeutschen ihre kräftigste Entwicklung erlebte. Eine besondere Gattung waren die sogenannten „Vogelsprachen" oder Vogelparlamente. Jedem Vogel wurde seiner Eigenart gemäß Handlung und Spruch angepaßt. Der Charakter des Vogels sollte in einer solchen Dichtung innerhalb der Vogelwelt selbst naiv hervortreten; außerhalb derselben aber belebend oder beratend wirken. — Ein früher sehr beliebtes Thema war die Vogel-Brautwerbung. In diesem Sinne gehört das Gedicht zu einer Art allegorischer Liebeslyrik.

Die Sprache ist leicht, lustig, beschwingt und melodisch. Die Vogelstimmen sind trefflich wiedergegeben. Das Gedicht wird einst als Musterstück der neuniederdeutschen Tierdichtung gelten.

Müllers Gedicht erinnert auch an den Stoff eines alten plattdeutschen Volksliedes, welches noch von Lüpkes verzeichnet wird[40].

„Krei wull uut to freën gaan,
He de sien swart Mantel üm,
He kwam vöör Kaptein Nover sien Döör,
He klopd', he klopd', wel is dor vöör?"

Man vergleiche den Anfang jeder Müllerschen Strophe:

„Meesken (die Meise) will freën."

Darauf folgt dann von Strophe zu Strophe die Wahl der andern Vöglein, welche alle bei der Brautwerbung und beim Hochzeitsfest des Meischens in ihrer Weise mitwirken. Der Endreim schließt:

„Meischen, die Braut!"

[40] W. Lüpkes: Ostfriesische Volkskunde. Emden 1925. S. 256.

Der Freiwerber (Brautwerber) des Meischens ist der Kuckuck,

„De der alltied röppt sien eegen Nam,
Un kumt sien Nahbers Froo in d' Kram!"
„Kuckuck."

Der Hahn ist der wenig musterhafte Kantor, der nicht nur Takt und Melodie verkehrt hat, sondern auch nicht singen kann.

„De kreiht, löppt Tied un Wies' verkehrt."
„Kikeri."

Der Küster soll die ehrliche Elster sein, die bescheiden ißt[40a] und trinkt —

„Un alltied flink mit'n Stärtje wüppt."
„Hepp, hepp."

Der gefräßige Kolkrabe ist Pastor. Reichlich Speise und Trank ist seinem Leib und — seiner Kirche von Nutzen.

„Un Äten, Drinken is good Wark,
To Nütt un Ehr van Lief und Kark."
„Quark, quark."

Allerliebst wirkt die Aufzählung der Brautjungfern:

„Rabbientje, Lüüntje, Nachtigall,
Duw', Swaalke, Tüütje. Wackre Wahl!"

— und die glückliche Braut, das Meischen, ruft das lichte: „Haha, haha, haha!"

14. „Wat sück de Swaalkes vertellen."

Schon in früheren Jahren findet sich „Wat sück de Swaalkes vertellen" des öfteren abgedruckt. (Es zeigt besonders Müllers feines musikalisches Gefühl.) Aus einem alten niederdeutschen Volksliede klingt dasselbe Thema[41]: „Wat de Swaalke Vöörjaars singt"

„As ik vör't lest Maal hier was,
Was dit Fat vull, was dat Fat vull,
Wassen alle Hoken un Hörns vull —
Un nu ik weer koom,
Nu is't all verslikkert un verslakkert un vertirrelireliert."

Die schönste und tiefste Deutung (im Hochdeutschen!) hat das Thema bekanntlich in Rückerts herrlichem Liede gefunden:

„Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, was mein einst war!
Was die Schwalbe singt, ... usw."

Noch näher kommt es der englischen Fassung: „When the swallows

[40a] Man vergleiche damit Fritz Reuters: „De Köster up de Kindelbier."
„De Köster, de drinkt, un de Köster, de frett;
Un langt sick ümmer dat Best,
Sin Buk, de ward runner un vülliger, bet
De Knöp em spring'n von de West."

[41] W. Lüpkes: Ostfriesische Volkskunde.

homeward fly ...“ Es ist stets zu beachten, daß, wo immer Müller entweder absichtlich oder unabsichtlich an alte Stoffe anknüpft, er diese in jedem Falle zu einer noch höheren Kunstform entwickelt. Dabei ist nichts gezwungen, es fließt klar und begrenzt und zugleich melodisch abgemessen in eine neue Form. In diesem sechsstrophigen Gedicht hat er — womöglich absichtlich — besondere Wörter mit dumpfen Vokalen gewählt, wie: Oog — Loog — Boom — Noord — Boord — groot — dood — Dunkeln — waar — sünderbaar, das doppelte a wird ja im Ostfriesischen gedehnt und dumpf nach o zu gesprochen, sowie das wehmütige e e mit einem weichen i-Nachschlag in: Leed — kreet — alleen — Steen.

Als Gegenstück zu „Klaas Iden sien Häcksters“ hören wir in „Wat sück de Swaalkes vertellen“ von der Liebeslust und von dem Liebesleid eines schlichten „Jungtje“ und „Meisje“. Jede Strophe fragt:

„Schwaalkes, leev' Schwaalkes,
Seggt, wat vertellt Ji Jo?“

1. Ein „Jungtje“ wirbt um sein „Meisje“:

„Un sung hör sööt Döntjes hier up de Steen
In Dunkeln under de Boom.“

2. Die Schwalben erzählen weiter:

„Nu satten se selig un still to Tween
In Dunkeln under de Boom.“

3. Der Vater zerstört das Glück, aber das Meisje:

„Alleen hör bittere Thranen kreet
In Dunkeln under de Boom.“

4. Der Winter treibt die Schwalben südwärts. Ein Schiffer aus dem Norden klagt ihnen sein Leid:

„Seggt, sitt se wol noch un denkt an mi
In Dunkeln under de Boom?“

5. Im Frühling ziehen die Schwalben nordwärts; ebenso das Schiff. Der beste Matrose fällt im Sturm über Bord. Die Schwalben hören noch:

„Un bringt mien letzte goode Nacht to hör
In Dunkeln under de Boom.“

So ziehen die Boten des Frühlings und des Glücks mit dem letzten Gruß des Verstorbenen gen Norden. Der Widerspruch in dieser Situation bereitet den Leser auf das weitere tragische Ereignis vor. In wenigen abschließenden Zeilen wird dieses angedeutet wie folgt:

„Wi quammen wer an, wat het uns groo't!
Wi finden't jo alle hier uut un dood!
Wi bo'n unse Hüüsken nu anders waar,
Hier süchtet un klagt et so sünderbaar
In Dunkeln under de Boom.“

15. „By't Melken."

(Die ursprüngliche Fassung von 1855, Upstallsboom-Bll. I, 42.)

„By't Melken" schildert das Liebesweh eines Landmädchens. Ihr junges Herz ist von der Liebe berührt worden, aber sie hat das alles noch gar nicht erfassen können. Sie wußte noch nicht, was sie wollte. — Sehr schön hat Müller es seinen Landsleuten abgesehen:

In der Scheune oder auf dem offenen Weideplatz singt die Magd beim Melken. Die Kuh wird unruhig und sie besänftigt das Tier mit dem Lockruf:

Kumm her Oll
Kumm her Oll
Kumm!

Ihren Kopf lehnt sie wohl gegen den warmen Bauch des Tieres und sucht sich selbst zu trösten. Welche Bauernmagd freut sich nicht auf den Sonntag? Das alles liegt im Begriff der einzigen Zeile:

„'Tis Saterdag un Aventyd."

Ja, dann erklingen die Abendglocken über die ostfriesische Landschaft. Sonntagsstimmung zieht in alle Herzen.

„De Mester lüdt. Dat klingt so wied.
Nu sünd de Lüd de Sorgen quiet."

Aber es steht anders mit dem verlassenen Mädchen.

„Siet he to See ging uut Verdreet,
Hebb ik nu all dat Harteleed."

Am Anfang jeder fünfzeiligen Strophe ertönt ihr wehmütiges:

Kumm her Oll
Kumm her Oll
Kumm!

Nun fragt sie sich, ob auch er wohl ein Herzleid trägt, oder nur sie ganz allein.

„Sach ik sien Oog, un sä dat Ja, (also sie allein)
Dat weer so wat — dat weer man schra."

(Dies ist die ursprüngliche Fassung, die einen tieferen Sinn ausdrückt, als die spätere nach Müllers Tod umgeänderte: Weer ik tofrä — mi dücht bina.) Gerade in dem Worte s c h r a liegt für den Ostfriesen ein wirklicher Begriff des Leidens.

Würde sie aber in seinen Augen einen gleichen Schmerz erkennen,

„Denn gev he mi ook wol sien Hand
Un ik weer sien, to See, to Land."

In der letzten Strophe erkennen wir ihre unglückliche, verzweifelte Lage, deren Lösung nur geahnt werden darf. Neben dieser Magd beim Melken taucht in uns unwillkürlich das Bild von Goethes Gretchen am Brunnen auf.

„Un wat sünt mi de Emmers swaar.
Kummt he nich boll wer an de Wall,
Denn weet ik nich, wo't worden sall!"

Man hat versucht, Müllers Gedicht neben Groths „He sä mi so vel“ zu stellen. Das stimmt nicht ganz. Bei Groth ist es zwar auch ein Mädchen, das über ihre abweisende Haltung gegen den Geliebten nachdenkt. Aber bei Groth ist das Problem viel einfacher, die Stimmung weniger erschütternd, und eine Steigerung des Motivs besteht eigentlich nicht. Die Strophen sind zweizeilig, und die Sprache fließt leichter. Man betrachte nur die erste, vierte und siebte Strophe:

1. „He sä mi so vel, un ik sä em keen Wort,
   Un all wat ik sä, weer: Johann, ik mutt fort!
4. He heel mi de Hann', un he be mi so dull,
   Ik schull em doch gut wen, un ob ik ni wull?
7. Un doch, kumt dat wedder, so segg ik keen Wort,
   Un hollt he mi, segg ik: Johann, ik mutt fort!“

16. „Hör Ooge.“

Das schönste Erzeugnis Müllerscher Lyrik — sowie eines der schönsten in plattdeutscher Sprache — ist: Hör Ooge. Man darf wohl annehmen, daß es Müllers eigenster Empfindung entsprang. Das Lied dringt aus voller Brust; das Herz hat keine Ruhe mehr!

„Dat et still leeg un sleep.“

Guter Rat und viele Worte helfen hier nicht. Der ganze Himmel liegt trüb

„un de Bloomgarn versoort.“

Es bedarf

„Man en Oogstrahl van Hör,
De mien Lecht is, mien Sünn,
'T is vull Klör un vull Gör,
'T is wer Mai, war ik bün.“

17. „Een Ostfreese.“

Es gibt eine stattliche Anzahl sogenannter Friesenlieder. Man besingt die Heimat in oft überschwenglichen Tönen. Darunter befinden sich solche Lieder, die besonders das Heimweh des Ostfriesen betonen. Man könnte eine Reihe solcher Gedichte geradezu unter der Gattung „Ostfriesen-Heimweh“ zusammenfassen. Hierhin gehört auch Müllers „Een Ostfreese“. Mit diesem Gedicht erfüllte er das Herzensbedürfnis eines echt ostfriesischen Dichters: seine Stellung zur Heimat zu betrachten. Wir haben schon gesehen, daß auch Müller immer nur in die Heimat reiste.

„Un gung't mi best in Huus und Hart
Deep an de Baam bleef doch en Smart.“

War das Glück ein schöneres in der Fremde? War das Unglück weniger schmerzhaft? fragt er sich. Seine Landsleute sind doch besser als die Menschen, die er auf seinen Wanderungen trifft. Fast befürchtet er, er könnte seine Wesensart verlieren:

„Un sä to mi: Wat wordst du schlecht!“

Mit der Zeit wird auch die Heimat fortschrittlicher. Zu seinem Erstaunen entdeckt er, er war

„Ostfreesker as Ostfreesen wesen!“

In diesem Erstaunen liegt zugleich ein Weh um seine Heimat und ein Vorwurf — eine Mahnung — an seine Landsleute.

18. „Könk Helgos Oog.“

In früheren Sammlungen[42] niederdeutscher Gedichte begegnet man wiederholt Müllers Ballade „Könk Helgos Oog“. Leider ist die Ballade noch zu wenig bekannt. Bei näherer Untersuchung stößt man auf eine Verschmelzung verschiedener, weit entfernter, sagenhafter Überlieferungen; sie vereinen sich an der Stätte der poetischen Geschehnisse. Zeitlich traumhafte Stoffe verlegt er örtlich auf die Insel Helgoland. Inwieweit der Dichter solche sagenhaften Stoffe gekannt hat oder daran angeknüpft hat, bleibt auch hier nur eine Vermutung.

Gleich in den ersten zwei Strophen wird unsere Neugier erweckt:

„Upt Solder baven de Klippenkant
Daar sit Könk Helgo van Helgoland.“

Unwillkürlich zieht der Leser sofort den Schluß: Ach, darum heißt die Insel „Helgoland“. Dies wäre also zuerst zu erläutern. Theodor Siebs schreibt in bezug auf Aberglauben und Sagen auf der Insel: „... die Felsenmauern ‚Mönch‘ und ‚Nonne‘ kennt der Helgoländer gar nicht, ... und was vom Windtrinken, von Heligo ... usw. berichtet wird, ist alles Erfindung und deshalb auf Helgoland auch völlig unbekannt[43].“

Ferner wird gern angenommen, daß Helgoland einmal wegen des Forseti-Kultus und ebenfalls wegen der späteren Bekehrung der Einwohner zum Christentum den Namen „das heilige Land“ erhalten habe. Wir wissen, daß der heilige Willibrord zwischen 690—714 auf Fositesland mit seiner Mission keinen Erfolg hatte. Er taufte nur drei Menschen. Der damalige König Radbod entließ ihn unverletzt von der Insel. Etwa um 785 kam Liudger († 809) auf die Insel; er zerstörte die Tempel und taufte die Bewohner in der Quelle. Seitdem soll die Insel „hêlegland“ heißen, denn „den Bekehrern war daran gelegen, den auf der Stätte ruhenden Begriff der Heiligkeit für das Christentum zu erhalten[44]“.

Dagegen berichtet eine alte Sage, die Insel sei nach einem König Helgo benannt, der im 6. Jahrhundert über sie herrschte. Zu seiner Zeit hieß sie noch Lethra oder Hertha[45].

---

[42] a) Die deutschen Mundarten: Auserlesenes. Berlin 1895. S. 105). — b) In: Plattdütsch Blomengarden (eine Sammlung Gedichte in niederdeutscher Mundart — von O. Karstädt. Verlag von Fischer und Franke, Berlin. — c) In: Plattdütsche Volks-Kalenner für 1860. Herutgebn vun Friedr. Dörr, Berlin. Plattdütsche Volks-Kalenner für 1860. Herutgeben vun Friedr. Dörr, Berlin.

[43] Theodor Siebs: Helgoland und seine Sprache. 1909.

[44] Paul Herrmann: Deutsche Mythologie. 1906. S. 225.

[45] Nach der „Ynglingasaga.“ Kap. 29 in Snorri Sturlusons: Heimskringla.

Was sich in jener Sage über diesen Helgo (auch Helgi im Nordischen) finden läßt, sei hier kurz zusammengefaßt. Helgi und sein Bruder Hroar, Söhne eines Königs Halfdan, wurden schon als kleine Knaben auf einer Insel unter dem Schutze eines treuen Freundes des Vaters erzogen. Hroar wird später durch Einheirat König von Northumberland, während Helgi über das Vätererbe in Dänemark herrschte. Im Sachsenland herrschte eine schöne, aber grimmige und hochmütige Königin Olof. Helgi fährt mit seinen Schiffen zu ihr und veranlaßt sie, ein großes Gastmahl zu bereiten. Er gewinnt sie zur Frau; aber in seiner Trunkenheit sticht sie ihn mit einem Schlafdorn und läßt ihn zum Schiff zurückbringen. Dort ist er dem Spott seiner Mannen ausgeliefert. Nach einiger Zeit kehrt er zum zweiten Male, als Bettler verkleidet, nach dem Sachsenland zurück und gewinnt nun wirklich Olof als seine Gattin.

Während Helgi auf Wikingfahrten geht, kehrt Olof nach ihrem Königreiche zurück. Eine Tochter wird heimlich geboren, die sie Yrsa (Ursa) nennt und der sie ihre Herkunft verschweigt. Yrsa wächst als Bauernmädchen auf.

Nach 13 Jahren kehrt Helgi abermals zurück, verliebt sich in die schöne Yrsa (seine eigene Tochter) und führt sie als Braut heim in sein Reich. Sie leben sehr glücklich. Ein Sohn, Hrolf, wird geboren. Da fährt Yrsas Mutter, Olof, nach Dänemark und enthüllt ihrer Tochter die wahren verwandtschaftlichen Beziehungen. Yrsa, erschüttert über die Blutschande, trennt sich von ihrem Vater und Gatten, um mit Olof und ihrem Sohne Hrolf nach Sachsenland zu ziehen. Später wird Hrolf der viel beliebte, glänzende König und Nationalheld Dänemarks: Rolf Krake. — Yrsa vermählt sich mit dem König Adils von Schweden. Helgi fährt nach Upsala zu Yrsa, die er noch innig liebt. Bei einem Gastmahl plant der eifersüchtige Adils Verrat. Als Helgi nach dem Schiff zurückkehrt, wird er von Adils Leuten ermordet.

Wir vermuten, daß in Müllers Ballade dieser König Helgo vielleicht (!) der alte, trauernde König der Insel Helgoland ist. Sonst weicht die Ballade aber vom obigen Sagenstoff völlig ab. Einsam sitzt Helgo auf den Klippen:

„Man Tied un Hartsär bleeken de Bart:
Könk Helgo truurt um sien letzte Fahrt
Upt Eiland by Dag un by Nacht“

und starrt in die See hinab. Jeder Schiffer fürchtet seine scharfen Augen, die mit ihrem Blick ein Schiff in den Grund bohren können. Dort unter dem Meeresspiegel ruhen seine geliebte Gattin, sein Sohn und seine Tochter, samt dem halben Schloß. Das Meer hat sie ihm geraubt. Um ihn sorgt die junge Nichte Hedda. Sie erwartet ihren Geliebten. Angstvoll schaut sie auf das wilde Meer, auf dem unter Sturm und Blitzen ein Boot vom Festland herübertreibt. Das Zwiegespräch zwischen Helgo und Hedda erinnert in seinem Rhythmus sofort an Goethes „Erlkönig“:

„Mien Hedda, wat kiekst Du so bang hennuut?“
„Et blitzt, leev Ohm un de Wind schütt uut.“

Sie will den Alten täuschen; es gelingt ihr aber nicht.

„Mien Hedda, wat kiekst Du so blyd up de Strand?“
„Leev Ohm, de Visser hett wunnen dat Land.“
— — — — — — — — — — —
„Kind, Kind, 't is de Junker. He dragt sien Harp. —
Mien Ooge is old, man mien Ooge süt scharp.“
— — — — — — — — — — —
„Mien Hedda, wat lachjet hendaal doch dien Lipp?“
„Mien Tjalda, leev Ohm, klimmt up an de Klipp.“

An dieser Stelle steigt in der Gestalt des Junkers Ajobald der sagenumwobene friesische Sänger Bernlêf vor uns auf. (Später erläutert.) Der Sänger mit der Harfe wird gebeten, vor den König zu treten.

„Wäst willkaamen, Junker, in Helgos Saal.
Kaamt in un singt hum dat Leed noch mal, —
Dat druuve Leed van lien laateste Fahrt,
Als Fro un Kinder he dochde verwahrt.“

Ajobald singt nun — wie der Spielmann im alten Heldenlied — vom Glück, vom Ruhm und vom Leid dieses Inselkönigs.

„Dat Harpje klingt, de Junker singt,
Wo dapper Helgo sien Feende bedwingt.“

Wir hören aus dem Liede weiter, wie der König einst mit reichen Schätzen heimkehrte,

„Man sien Königsschlöß, oh wo fund he dat wer? —
De Halfscheed versunken in't deepe Meer.“

Jede Strophe schließt mit dem knappen Kehrreim wie mit einem Schicksalsakkord:

„Upt Eiland by Daag un by Nacht.“

Der Junker singt zu Ende:

„Begraven in See mit dat halve Schlöß
Sien leevlyke Dochter von dree mal sess[46], —
Sien wacker Söntje mit geel kruse Haar, —
Sien Gaade so leev un erstreden so swaar.“ —

---

[46] Boettcher wies in seiner Arbeit auf das offenbar unnatürliche: „Sien leevlyke Dochter von dree mal Sess“ hin. Einem Ostfriesen klingt dies nicht so fremd; diese Art der Zahlenangabe wirkt hingegen bei ihm besonders ausdrucksvoll. Er sagt z. B.: He is dree Stieg Johr old. In einem alten Sprichwort heißt es: a) „Min Hartenssinn is ganz gestellt, Up'n Meisje, de dree Sessjes tellt“ (d). b) Ebenso ist auch Foon im mittelfriesischen Sprachgebiet das unfertige Mädchen unter 18 Jahren; man sagt: „dre mal dresessjes.“ Dre mal dient wohl als besonderer Nachdruck; wie z. B. er hat nie und nimmer kein Geld, also, sie ist nur 3mal erst 6 Jahre alt. c) Auch ein anderer Altmeister ostfriesischer Volkskunde und Literatur, Friedrich Sundermann (1843—1924), gebraucht diese Form in dem Gedichtchen „Anke“. „So'n Meisje van dree sessjes / Hett beter Bohnen up Böön!“ Also scheint der Ausdruck „dreemal sess“ ganz volkstümlich zu sein. d) In bezug auf a siehe: Hibben: Ostfriesland, wie es denkt und spricht. S. 66, Nr. 601.

Liebevoll gedenkt Helgo dieser letzen Zeile. Eine Träne verdunkelt die sonst so scharfen Augen.

„Helgos Oog so scharp, dat dunkelt en Thran."

Hier schweigt das Heldenlied. Noch lange, so heißt es weiter, hört man nachts den Gesang

„Um Helgos eensam Lager so bang";

denn dann singt die See vom Harfner, von Liebe, Lust und Weh, vom Seemannsglück und von der tückischen Flut:

„Mit 'n Gröp dann nimmt se hüm't Leevste sien
Un spaart hüm't (Helgo) Läven för lange Pien."

Ihm hat die See alles geraubt; ihr will er nun auch noch vor seinem Tode das Letzte opfern. Was rechtfertigt aber seine Rache? Dies ist nicht klar.

„Laat fahren de Jung, laat fahren dat Wicht!
Laat liggen dat Letzte, waar alles liggt!"

Um Mitternacht — bei ruhiger See — rudern die zwei Liebenden hinaus. Eine bange Ahnung erfüllt Heddas Herz,

„Och Ajobald, Ajobald! — 'K har der'n Droom!
Von't Solder baven keek daal mien Ohm! —
By de Visser geit et von Mund to Mund:
Helge's Oog dat bahrt der en Schipp in Grund," ...

Er hat den Fluch gesprochen. Alsbald erfüllt sich das Schicksal der zwei Liebenden. Es kommt ganz nahe an das uralte Motiv

„Et wassen twee Königskinner" ...

Nicht die Kerzen — aber des Königs scharfe Augen sind erloschen; der Fluch ist vollzogen. Noch nach vielen Jahren erzählen die Fischer von einem Paar, das auf den Strand antrieb — vom Fluch getroffen —, aber der heidnische König Helgo

„De har dor vör immer geslooten sien Oog." —

Seit jener Zeit wird den jungen Leuten solch tragisches Ende nicht mehr beschert, denn nun

„Schleit mennig Junker dapper de Harp."

Mit einem Gefühl von „Es war einmal ..." endet Müller

„Man givt et noch Königsoogen so scharp
Up Erden by Daag un by Nacht?" —

So rückt er wieder alles in die sagenhafte Ferne, ohne daß wir uns klar darüber werden: Was ist hier die Schuld? Warum der Fluch?

Außer der Sage vom König Helgo, muß man (worauf schon auf Seite 43 hingewiesen wurde) noch den Junker Ajobald näher betrachten. Müller hat vielleicht den sagenumwobenen Sänger Bernlêf im Sinne gehabt und ihm in der Gestalt Ajobalds nochmals ein Denkmal setzen wollen. In Büchern über das friesische Volk stempelt man es schlechthin mit der Prägung: „Frisia non cantat". Es wäre richtiger, sich dem Urteil Professor Borchlings anzuschließen, nämlich: „Frisia non cantat, ... Frisia ratiocinatur" (Friesland singt nicht, es

sinnt). Die sinnende, beschauliche Art ist bei dem Friesen (und auch Ostfriesen) durch die Eigenart des Temperaments und Verschlossenheit des Wesens begründet. Er legt ungern seine Empfindungen auf die Zunge. Er ist nicht weniger empfindsam für die Reize der Poesie und der Musik, wenn er auch stets eine feierliche Würde bewahrt. Ein natürlicher Drang zum Singen mag ihm manchmal fehlen.

„Alle tausend Jahre einmal nur ersteht der friesische Mann, der das friesische Herz zum Sprechen bringen kann, dann aber ist diese friesische Poesie kostbar wie der edelste Trank, es ist das Herzblut des Dichters. Solch eine Poesie steckt in den ‚drei Nöten', so und nicht geringer ist Theodor Storms Lyrik zu werten[47]."

Ähnlich spricht sich auch H. Jaeckel darüber aus: „An ausdrücklichen Zeugnissen für die Pflege des epischen Gesanges bei den Friesen herrscht kein Überfluß. Der Harfner, dem ein mittelfriesisches Weistum aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts dieselbe höhere Handbuße wie dem Goldschmied und der Feinweberin zuerkennt, und der blinde ostfriesische Sänger Bernlêf, der um die Wende desselben Jahrhunderts die „antiquorum actus regumque certamina bene noverat psallendo promere" die Taten und Kämpfe der alten Könige gefällig vorzutragen wußte, sind die einzigen bestimmten Zeugen, ... daß sich einst auch die Friesen am epischen Gesang ergötzt haben[48]."

Nach Lex Frisionum heißt es: Qui harpatorem, qui cum circulo harpare potest, in manum percusserit, componat illud quarta parte maiore compositione quam alteri eiusdem conditiones homini; aurifici similiter; foeminae fresum facienti similiter[49]."

Jaeckels Angaben über Bernlef beruhen auf der Lebensbeschreibung des ersten Bischofs von Münster Liudger († 809) von dessen Neffen Altfrid. Er berichtet, daß der Heilige Liudger einst zu Helwerd einen Blinden namens Bernlêf sehen machte, der „a vicinis suis valde diligebatur eo quod esset affabilis et antiquorum actus regumque certamina bene noverat psallendo promere[50]."

Dazu sagt A. Dunkmann: „Nur von einem einzigen friesischen Sänger, dem blinden Bernlef, der die Heldenlieder seines Volkes zur Harfe sang und vom Bischof Liudger bekehrt wurde, ist uns Kunde geworden. Er ist wohl kaum der einzige friesische Harfner gewesen, wenn auch vielleicht eine seltene Erscheinung seines Stammes; die Sage erzählt, daß er seine Harfe zerschmettert habe, und mit ihr die friesische Dichtkunst zugrunde gegangen sei[51]."

Wiard Lüpkes betrachtet Bernlêf deshalb als den letzten Sänger Frieslands, und so schließt sein Gedicht „Bernlêfs Schwanengesang":

---

[47] C. Borchling: Poesie und Humor im friesischen Recht. Aurich, 1908.
[48] H. Jaekel: Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 37: „Zur Friesischen Volksepik." S. 433.
[49] Lex Frisionum, hg. von Richthofen, S. 38. In: Judicia Wulemari, X.
[50] Altfrids Vita Liudgen. In: Pertz, Monumenta II, 412.
[51] A. Dunkmann: Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch. S. XXII.

„So stieg er auf Engelshänden,
Bernlef, in das feuchte Grab,
Nahm mit seiner goldnen Harfe,
Friesland, deinen Sang hinab[52]."

Abschließend darf man wohl — alle spärlichen Überlieferungen zusammenfassend — der Ansicht W. Lüpkes beitreten: „Bernlefs patriotisches Lied hatte also die Freiheit der alten Friesen, die Kämpfe der sagenhaften heidnischen Könige und Helden, überhaupt den Glanz des alten friesischen Heidentums zum Gegenstande gehabt. Liudger machte ihn mit den Psalmen bekannt und übersetzte sie ihm (Lüpkes meint eher: übermittelte sie ihm ...) in der in den alten Heldengesängen üblichen poetischen Form der Alliteration; der empfängliche Geist des friesischen Sängers fand Freude an der Erhabenheit der heiligen Gesänge und trug sie fortan statt der alten Götter- und Heldenlieder dem christlichen Friesenvolke vor[53]."

Ich habe diese teils sagenhaften, teils geschichtlichen Berichte über König Helgo und über Bernlef ausführlich aufgezeichnet. Erst dann wird man die Ballade „Könk Helgos Oog" als echt heimatlichen und friesischen Stoff erfassen.

19. „Blömkes, staat mi bi."

In der Ausgabe „Döntjes un Vertellsels" hat Müllers Bruder (J. D. Müller) das schöne „Blömkes, staat mi bi" als Schluß der achtzehn plattdeutschen Gedichte gesetzt. Wir haben bereits die Vielseitigkeit der Gedichte Fooke Hoißen Müllers verfolgt. Von schelmischen, leicht satirischen Spottgedichten, von den Winter- und Gelegenheitsgedichten führt er uns zur Liebeslyrik; vom Heimweh zur Ballade und nicht zuletzt in seine innere Welt. Der gelehrte, erfolgreiche und bereits vielverehrte Professor, der seine berufliche Tätigkeit mit abstraktem und mathematischem Denken ausfüllte, suchte seinen Frieden. Das Leben brachte ihm viel Glück und Ruhm, viel Unglück und Schmerz. Stoisch — mit echt friesischer Selbstbeherrschung — stand er seinem Leiden gegenüber. Den Lebensabend verbringt er in einem Landhause vor dem Schönhauser Tore in Berlin. Ein großer Garten umgibt das Heim. Nach einem starken Winter ist es wieder einmal Frühling.

„'T nimmt All' en End hier, heb wi man Geduld.
Dör kolt un warm, dör düster un dör hell."

Der Dichter macht den ersten Spaziergang und begrüßt die junge, keimende Natur. Müllers Einstellung zur Natur ist eine vollkommen naive; er ist ein Teil von dieser. Wie zart das klingt:

„Schneeklöksken ook! — Dat stellt sück up de Tön,"

---

[52] Siehe: Wiard Lüpkes „Alte Heimatklänge." 1888. Bernlefs Schwanengesang.

[53] W. Lüpkes: Ostfriesische Volkskunde. Emden 1925. S. 240.

oder vom Veilchen:

„Wult du, tofräden mit dien Drüppken Dau,
Un ungelohnt, getreden under Vööt,
De Lücht wer füllen mit dien Aadem sööt?"

Dort grünt die Rose, die undankbar ist und sticht, nachdem man sie gepflegt hat; so ist es nur unter Menschen. Die Natur ist gütiger.

„Un Du, mien Roosje, wullt Du mi ook wer,
Wenn ik die soontjen will, de Lippe stecken?
— — — — — — — — —
So danken Minsken, man nich Blöm, nich Deer."

Schön ist es in der Natur. Es kommt alles erneut wieder. Selbst aus moorigem Grund erblüht die reine, weiße Lilie. Ein großes Naturgesetz raubt und gibt zurück. Er hat von manchem Freund bereits scheiden müssen:

„Un dürt nich lang, denn ligg un schlaap ik mit."

Keine Resignation, kein fatalistischer Zug, keine leere Hoffnung erfüllt sein Ende. Er glaubt — weil doch dieses neue Leben der Blumen jeden Zweifel aufhebt —, daß ihm einst ein Maimonat (wie diese)

„To siener Tied in Lecht un Leven röppt."

Müllers fromme Innerlichkeit und sein Begriff des Glaubens finden in diesen Zeilen ihren schlichten Ausdruck. Es ist zwar keine Kirchenfrömmigkeit, aber wohl die einer pantheistischen Weltanschauung, ein von tiefstem Gottesgefühl durchdrungenes Religionsbekenntnis.

An dieser Stelle schließen wir die Betrachtung der 19 kürzeren Gedichte mit einer Übersicht der einzelnen Gruppen wie folgt:

In Gruppe A, 1, spüren wir den scharf beobachtenden Zug des Friesen. Einerseits beleuchtet er die Zustände kritisch und satirisch, anderseits aber hat er doch auch den Schelm im Nacken. Das einzige, wirklich bittre und moralisierende Gedicht ist hier „Klaas Iden sien Häcksters".

Die Wintergedichte in A, 2, vermitteln lebensfrohe Bilder eines ostfriesischen Winters. Die tollkühne Jugend eilt an uns vorbei im „Achtert Reit". Daneben zeigt „In de Mau" die verborgene Freude und Hoffnung der jungen Leute.

Ja, wenn der Frost die Kanäle, Sümpfe und überschwemmten Wiesen zu glatten Eisflächen gestaltet, wenn der tiefe Schnee zum Schlittenfahren einlädt, dann taut der Ostfriese erst recht auf. Auf dem Eise verliert sich die Steifheit des täglichen Lebens[54]. „Das volkstümlichste Vergnügen ist das Schlittschuhlaufen, das auf einmal dem schwerfälligsten Burschen die Schnelligkeit und Leichtigkeit des Vogels verleiht, das sogar den Greis wiederum zum Jüngling macht." Nicht selten gibt es dem jungen Freier gerade zu dieser kalten Jahreszeit den Mut, sich seine zukünftige Lebensgefährtin auf dem Eise zu suchen. Frisch und graziös „schöfelt" er Arm in Arm mit ihr, bis spät

[54] De Vries und Focken.

in die Nacht hinein über die vom Mondschein oder von Fackeln erleuchtete Fläche. Wenn es lange genug Winter bleibt, endet es sogar oft in einer Verlobung.

Aber in „Upgeset't" beleben Jung und Alt die Eisfläche; denn wer nicht bei solchen Winterfreuden mitmacht, ist in der Tat ein „Schleef".

Die Gelegenheitsgedichte in A, 3, zeichnen sich aus durch Müllers Kunst in der ihm eigenen Art der Auffassung und Behandlung einer Begebenheit. Nicht die Silbergeschenke, weder das Festessen noch andere altherkömmliche Bräuche machen hier die silberne Hchzeit aus. Hier ist es vor allem das Jubelpaar selbst: schlicht, treu, selbstlos und zuversichtlich. Das Gedicht ist ein kleines Milieustück. Gleichfalls fällt die Betonung in „Ree!" nicht einzig auf die damalige Begebenheit. Den Ostfriesen ergötzt hauptsächlich der Schluß:

„Weet Jy woll ook: regeeren
Kann nümms, wat he nich kennt!
De König över de Lande,
De Schipper över de See,
Un över Erd un Himmel,
Uns Herrgott, — — — —"

„An Fro Herrenburger-Tuczeck" berührt unter dem Vorwand eines Gelegenheitsgedichtes (wie schon auf S. 36 angedeutet wurde) eigentlich vier Fragen in der Analyse der Kunst: Was ist Kunst? Was ist Zweck und Ziel aller Kunst? Was ist ihr Lohn? Was tut Not?

In der Liebeslyrik A. 4, gelingt dem Dichter nur in der „Wahlversammlung" der frohe, heitere Ton. In der Form beruht die „Wahlversammlung auf einer älteren Fassung von Herder. In Stimmen der Völker, Nr. 20, 1774, liest man seine Übersetzung eines wendischen Volksliedes: „Die lustige Hochzeit." Goethe gebrauchte das Liedchen als Schlußgesang zu dem Singspiel „Die Fischerin," welches auf dem natürlichen Schauplatz zu Tiefurth bereits 1782 aufgeführt wurde. Die Behandlung des Stoffes ist fast identisch bei Herder (1774) und Goethe (1782). Diese bringen außer den Vögeln auch noch Wolf, Fuchs, Hase und Storch in die „Vogelhochzeit" hinein. — Müllers Gedicht ist also eine völlige, äußere Abweichung.

In den Gedichten „Wat sück de Swaalkes vertellen" und „By't Melken" ist die Stimmung wehmütig, dumpf und tragisch. Dabei sei zu beachten, daß Müller die Tragik selbst in ihren Wirkungen nie direkt schildert, sondern sie nur in knapper, feinfühlender Umschreibung andeutet (vgl.: Klaas Iden, Achtert Reit, Könk Helgo). „Hör Ooge" gehört zu jenen seltenen Gedichten, die man nachempfinden, aber nicht weiter definieren sollte. —

Das Gedicht unter A, 5, benannten wir Ostfriesen-Heimweh. Ein Stamm (wie z. B. die Ostfriesen), bei dem die Landwirtschaft die jahrhundertelange Beschäftigung war, verwächst sehr eng und innig mit seiner Scholle und Landschaft. Wenn dazu noch diese Landschaft in der abgelegensten, vom Zeitstrom oft unberührten Ecke des deutschen Vaterlandes liegt, dann ist es eine natürliche Folge, daß sich

gerade unter diesen Menschen das Gefühl des Heimwehs so ausgeprägt hat. Diese Liebe zum Heimatlande ist nicht selten so stark, daß dem Ostfriesen nur wohl sein kann im Lande seiner Väter. Mit diesem Heimweh paart sich die Treue. — Daneben ist aber auch der Begriff Heimweh von zwei Seiten aufzufassen: erstens das Weh oder auch die Sehnsucht nach der Heimat; zweitens das Weh um die Heimat, die sich in der Aufnahme moderner Lebensformen zu ihren Ungunsten verändert hat. Diesen schmerzlichen Gegensatz konnte Müller nach längerer Abwesenheit natürlich peinlichst empfinden. So ist das Gedicht eigentlich kein Loblied auf die Heimat.

Wie wir schon oben gesehen haben, ist „Könk Helgos Oog" eine teilweise Verschmelzung heimatlicher Stoffe im engen Raum. Wenn man die sagenhaften und geschichtlichen Unterlagen unbeachtet läßt, bleibt das Gedicht nur eine Erfindung. Als Ballade regt es zwar die Phantasie an; es fehlt aber eine feste, durchgehende Handlung. Gerade das Motiv des Fluches bleibt unbegründet. Schuld — Schicksal — Rache — Opfer werden nicht konsequent erläutert. So bleibt wohl diese Ballade nichts weiter als ein Versuch des Dichters.

Im letzten Gedicht, A, 7, kommen wir den letzten Tagen Müllers nahe. Hier liegt das Gegenüber von Verstand und Gefühl, von Welt und Mensch, von Leben und Tod. Es ist seine verstandesmäßige Überwindung irdischer Werte und zugleich der Besitz eines erhabenen Friedens durch seine fühlbare Verbundenheit mit der Natur. In der Erkenntnis ewiger Naturgesetze beruht der Glaube an eine Unsterblichkeit. Dieser Gedanke verleiht dem Gedicht eine schlichte Größe.

B. EPOS.

20. Tjark Allena.

Außer den vorhergehenden Gedichten bleibt nunmehr Müllers letztes großes Werk: das Epos „Tjark Allena".

Es wäre hier von Interesse, einmal zu ergründen, welche Stellung die epische Dichtkunst in der damaligen Zeit überhaupt einnahm. Wir wiesen schon darauf hin, daß in der neuniederdeutschen Literatur das Döntje, die Lyrik, die Ballade und auch wohl die Erzählung vorherrschten (siehe S. 23). Ist es nun Zufall, Absicht oder gar Tendenz, daß wir nacheinander von Müller, Reuter und Groth wiederum epische Stoffe empfangen?

Das Epos zeigt in seiner Entwicklung als literarische Kunstform eine beachtenswerte Anpassungsfähigkeit gemäß dem Stoff und dem Geschmack der Zeit. Da es sich ursprünglich aus überlieferten Sagen- und Liederstoffen herausbildete, bedingte es schon von Anfang an ein (fast!) völliges Zurücktreten des Dichters. Seine Schönheit beruhte und beruht noch heute in seiner besonderen Eignung zum mündlichen Vortrag. Der Stoff wird durch eine Idee beseelt. Daraus ergeben sich alsbald folgende Variationen des Epos, u. a.: das heldische, das geistliche, das höfische, das weltliche, das romantische, das komische, das satirische Epos, wie z. B. das Tierepos.

Jn unserer deutschen Literatur führt der Weg von den geistlichen Epen zu solchen des Preises und des Ruhmes voll für Helden, Kaiser und Ritter. Daneben entfaltet sich das Volksepos zur schönsten Blüte (9., 10. und 11. Jahrhundert). Aus lateinischen, französischen und flandrischen Quellen erfolgt bereits am Ende des 12. Jahrhunderts (Heinrich der Glichezäre) der Anstoß zum deutschen Tierepos. Dieses erreicht bekanntlich seine klassische Form im niederdeutschen „Reinke de Vos" (Lübeck 1498).

Schon um 1453 entsteht das älteste komische Epos, der „Ring". Es ist eine Parodie des Volksepos und erzählt von den aus einer Bauernhochzeit sich entspinnenden Kämpfen (von Heinrich Wittenweiler zu Thurgau).

Neues Interesse für epische Dichtung entfaltet sich lebhaft im 18. Jahrhundert durch die Wiederentdeckung der mittelhochdeutschen Literatur. Die nun folgenden Epen geben den verschiedensten Zeitempfindungen Ausdruck: z. B. die religiöse Vertiefung in Klopstocks Messias (1748—1773) in 20 Gesängen. Daneben entstehen im Ton des komischen Epos (siehe oben!) a) Johann Peter Uz' „Sieg des Liebesgottes" um 1753 und b) Wielands „Oberon" 1780.

Aus griechischer Literatur erscheinen anfangs Bodmers Homer- und Stollbergs Ilias übersetzungen in Hexametern, 1778/79. Bald folgen Bürgers Ilias übersetzung in Jamben, 1781, und Voß' Odyssee und Ilias 1795.

Ganz neu wirkt Goethes Umdichtung des Lübecker Reinke de Vos als Reineke Fuchs, in Hexametern, 1794 und bereits 1797 folgt das klassische bürgerliche Epos Hermann und Dorothea.

Im 19. Jahrhundert setzt sich die Reihe epischer Dichtungen fort und zeigt eine noch größere Verschiedenheit des Geschmacks.

Herder verdeutschte um 1803 die französische Fassung der spanischen Cidromanzen. Ernst K. H. Schulze schenkt der Leserwelt die damals beliebte romantische Erzählung in Stanzen, „Die bezauberte Rose", 1817. Es folgen Immermanns Tulifäntchen 1830 und Aug. Graf von Platens Abbasiden 1834, deren Stoff aus „Tausend und Eine Nacht" stammt. In seinem prächtigen Heldenbuch erscheinen zwischen 1835—1849 Simrocks Amelungen (in der Nibelungenstrophe gedichtet).

von Lenau veröffentlicht 1836 seinen epischen Faust und 1837 den Savonarola.

Die nächsten Jahre bringen die ausgesprochen satirischen Epen Heines: Deutschland, ein Wintermärchen, 1844, und Atta Troll, ein Sommernachtstraum, 1847.

Eine wahre Erquickung und ein damals äußerst beliebtes Epos ist Scheffels lyrischer Trompeter von Säckingen, 1854.

In dem nächsten Zeitraum folgen kurz nacheinander die niederdeutschen Epen: Müllers „Tjark Allena", 1856; Reuters Kein Hüsung, 1858; Klaus Groths Rotgetermeister Lamp, 1868, und sein Heisterkroog, 1871.

Daneben schenkt uns Hebbel (das Gegenstück zu Hermann und

Dorothea) Mutter und Kind, 1859. Von Robert Hamerling erscheinen Ahasverus in Rom, 1866, ein geschichtliches Epos in Blankvers; König von Sion (in Hexametern), 1869, und Homunculus, 1870, ein modernes satirisches Epos.

Nach den Ereignissen der Jahre 1870/71 erscheint K. F. Meyers Huttens letzte Tage. Man gedenke hier ebenfalls des idyllischen Epos Dreizehnlinden, 1878, von Fr. W. Weber.

Es lassen sich ferner noch jüngere Epen aufzeichnen. Die obige Übersicht der Epen des 18. und des 19. Jahrhunderts geben uns jedoch genügend Beweis, daß unser Dichter F. H. Müller mit seinem „Tjark Allena" in der Tat „mitten im Strom" stand.

Der „Tjark Allena" gehört zwar nicht zu jenen Epen, in denen ein vergangener Held verherrlicht und besungen wird. Der Held als solcher existiert hier eigentlich nicht, und doch ist er immer da gewesen. Er lebt und wirkt als eine Kraft, die zwischen Bejahung und Verneinung das Leben eines Volkes erhält und beseelt. Diese Kraft ist gewissermaßen die heroische Lebenshaltung, die sich aus deutschem Wesen herausgestaltete und welche Müller als eine besonders ausgeprägte Kraft seiner ostfriesischen Landsleute anerkannte. Diese Idee beseelt seinen Stoff. Sie ist der sich stets wiederholende „faustische" Anspruch auf das Leben, auf die Scholle und auf die Zukunft. Die starke Persönlichkeit des Tjark Allena ist daher kaum die Absicht des Dichters. Das Entscheidende dieses Epos ist vielmehr jene Idee; es ist das faustische Ideal und der darin begründete Kampf des einzelnen zum Wohle des Ganzen.

Wie hat uns nun Müller seinen Helden Tjark Allena dargestellt? Man nennt ihn den Herrenmenschen, oder den Willensmenschen, oder den stolzen, trotzigen, hartnäckigen ostfriesischen Polderbauer. Er ist zwar alles dies. Letzten Endes aber ist er ein in sich fast alle ostfriesischen Eigenarten verkörpernder Mensch, welcher wie ein Faust auf seiner Scholle schaltet und waltet. Dadurch erinnert sogar manche Stelle im Epos an ähnliche Situationen und Entwicklungen in Goethes Faust I und II. (Bisher hat man nur auf Faust II hingewiesen.) Es sei ferner betont, daß Müller mit diesem Epos wiederum die niederdeutsche Sprache zur epischen Dichtkunst erhob (abgesehen von zwei anderen, weniger erfolgreichen Versuchen nach dem berühmten „Reinke de Vos": „Henning de Hahn, und „Bello, de Hund". Er mag dadurch die Anregung zu den bald darauf folgenden niederdeutschen Epen Reuters und Groths gegeben haben. (Dies bleibt eine Vermutung.)

Müllers Dichtung ist vor allem ein vollkommen ostfriesisches Epos. Handlung, Zeit, Ort, Land, Leute, Sitte und Sprache sind an die ostfriesische Scholle gebunden. Eine Übersetzung der kürzeren Gedichte und gar dieses Epos wird stets ein Fehlgriff bleiben. Müllers ganze Kunst empfängt hier Form und Ausdruck, sei es in leicht satirischen Färbungen oder in der Wucht dieser Sprache, die wie Orgeltöne des Meeres aus den Strophen widerhallt. Zum ernsten, erhabenen Balladenton gesellen sich zarteste Schattierungen lyrischer

oder romantisch-phantastischer Episoden. Aus den Gesängen dieses Epos dringt mächtige Realität, wie denn überhaupt die klassische Periode der plattdeutschen Dichtung einen Höhepunkt des Realismus bedeutet. (Man denke an Werke von Groth, Reuter, Brinckman, Fehrs u. a.) Eine weitere Wirkung erzielt der Dichter in der inhaltlichen Gegenüberstellung der verschiedenen Gesänge (wie in den Gesängen der romantischen Epen), die sich entweder ergänzen, gegenseitig betonen oder ausgleichen. Dies wird ferner durch den sechsmaligen, künstlerisch bedingten Wechsel des Versmaßes betont: d. h. Gesang 1 zu 2, 2 zu 3, 14 zu 15, 15 zu 16, 16 zu 17, 18 zu 19.

Im Tjark Allena (1856) erleben wir zum ersten Male in der Literatur die Beschreibung eines Deichbruches. Welches Motiv könnte einem Dichter der friesischen Wasserkante näher liegen! Demselben Motiv begegnen wir später noch kräftiger und dramatischer in Storms „Schimmelreiter" — 1888. Storms Behandlung eines Deichbruches wurde vielleicht durch das Ereignis im Frühjahr 1888 verstärkt, als die Elbe Damm und Deiche durchbrach und große Verheerungen anrichtete. Diese Sturmflut von 1888 beschreibt auch Fr. Sundermann in einem längeren Gedicht „För unse Unglückelken" (siehe: Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch, S. 139). Ferner findet u. a. dieser Kampf mit dem Meere seinen Ausdruck in Willrath Dreesens Drama „Sturmflut" (veröffentlicht 1910) und in Albrecht Janssens „De Diekrichter", 1922.

Es steht nicht ganz fest, ob der Tjark Allena erst gegen 1856 oder bereits früher verfaßt wurde. O. Bremer meinte in seiner Studie, das Epos sei „aus einem Guß", weil es Kennzeichen der Altersdichtung aufweist wie in Strophe 4, S. 22; Strophe 3, S. 52; S. 80 und S. 132 bis 134. Wir können dieser Annahme nicht beistimmen. Es wäre aber möglich, daß Müller in seinem Alter hier und da eine Strophe hinzufügte, wie jene auf S. 22 und S. 52. Wenn man diese beim Lesen überschlägt, stören sie den Fluß der Dichtung nicht. Die Strophen auf S. 80 beweisen auch weiter nichts. Zwar dürften wohl die Strophen auf S. 132 bis 134 (im 16. Gesang) in Müllers letzten Jahren verfaßt worden sein. Im 16. Gesang liegt bereits eine Wendung vor, die auf das Ende der Handlung deutet.

Ferner stützte O. Bremer sich auf den Bericht des Bruders: „Das können wir Ostfriesen auch," nach dem Erscheinen des Quickborn 1852. Also müsse das Epos zwischen 1852 und 1856 entstanden sein. Frau Helene Meyer (älteste Tochter des Dichters) berichtete, ihr Vater habe es unter den Schmerzen seiner letzten Krankheit b e e n d e t. Das heißt: er b e e n d e t e es und, wie wir von seinem Bruder wissen, er feilte und änderte noch manches. Das bedeutet nicht zugleich, daß er die herrlichen 20 Gesänge als Ganzes als schwerleidender Mann und so spät verfaßte.

Es könnte also doch wohl kein Irrtum sein, daß Carl Müllers Mutter (C. M. ist Neffe) — wie von ihr bestätigt wurde — den Tjark Allena lange vor der 1847 geschlossenen zweiten Ehe des Dichters gelesen hatte. Eine weitere Frage wirft sich auf: Bezieht sich Müller

auf die Sturmflut vom 3. und 4. Februar 1825, „als das Wasser bei Emden bis 12 Fuß über ordinäre Flut stieg. Auf dem sogenannten Bauhofe daselbst findet sich noch an einem Pfahle die Fluthöhe durch einen Strich bezeichnet[55].“ (Ich verweise hier auf den 6. Gesang im Tjark Allena, „Dat Bruutbedd“.) Damals entstand ein Kolk zwischen Emden und Larrelt von 100 Fuß Tiefe. Auch J. L. Lange beklagt diese Flut in der Sanghfona, 1828, in seinem Gedicht „Up de grote Waterflot“. Dieses Jahr wird von Referendar Carl Müller in Aurich und von anderen angenommen. Seltsamerweise hat man die Beziehung zur Sturmflut von 1825 nicht weiter bezweifelt. Eine sorgfältige Studie der Karte von Ostfriesland (bearbeitet von Dodo Wildvang, Emden) und der datierten Deichlinien zeugt von der verheerenden Flut von 1825, welche bis in eine Bucht nordwestlich von Emden gereicht haben muß.

Trotzdem darf man annehmen, daß Müller nicht eigentlich an diese Sturmflut von 1825 anknüpfte. Es wäre richtiger, auf eine schon frühere, gleichfalls sehr verheerende Sturmflut im Reiderlande (also südlich vom Dollart und westlich der Ems) zu verweisen. „Der Deich des erst 1773 eingefaßten Bunder Interessenten Polders (siehe Landkarte) war in dem Sturm vom 14. November 1775 weggerissen[56].“

Viele Dörfer gingen unter, und der Polder wurde damals nicht sogleich wieder eingedeicht (vgl. den 20. Gesang). Unser Dichter mag von diesem Naturereignis in seiner frühesten Jugend gehört oder später davon gelesen haben. (Ich erinnere an Friedrich Arends „Erdbeschreibung von Ostfriesland“, 1823 — S. 16.) Besonders scheinen verschiedene Stellen im 19. Gesang — also kurz vor dem Ende des Epos — auf Bunde zu deuten:

1. Es wird ausdrücklich betont, wie sehr den in Amerika wandernden Jan Buß die dortige Landschaft an Reiderland erinnert, daß er sie fast für ein Traumbild — für eine Fata Morgana — hält.

„Sü!“ sä'k, en Stücksken Rheiderland,
Ut Awendrod un Dak gespunnen!
Paß up! In'n Umdreihn van de Hand
Is't all wär grau in grau terunnen.“

2. Die neue Siedlung in Amerika heißt Neu-Bunde; fünfmal wird der Ort erwähnt. Es dürfte beweisen, daß also Tjark Allena aus dem alten Bunde im Reiderland kam. Es war überlieferte Sitte, daß die älteren Einwanderer ihre neuen Dörfer in der Neuen Welt durchweg nach ihrem früheren Heimatsort in der Alten Welt benannten. (So gibt es z. B. Berlin, Neu-Braunschweig, Boen, Hannover, Bremen, Emden u. a.)

3. Bunde liegt auf halbem Wege zwischen Weener und Neuschanz (Holland). Tjark war also dicht an der Grenze und kam wohl über Holland nach Amerika.

---

[55] De Vries und Focken: Ostfriesland. S. 66.
[56] Tileman Dothias Wiarda: Ostfriesische Geschichte. Leer 1817. S. 132, § 18.

„Mien Överfahrt maak'd ik hierher
Mit veer westfreeske Buurenkinder."

Andere Stellen im Text, die auf Bunde deuten, sind im 11. Gesang:

4. „Fund Tjarkohm eenes Awends
In Amsterdam sück wär"
— — — — — — — — —

„Hier töw ick't of. Hier häbbe ick
Nah Huus en Kattsprung noch."

oder auch:

5. „Wäs klok, Tjark, un giff ut di
Foer'n olden Grön'ger Bur!" (Groninger Bauer; früher mal [ostfriesisch.)

Nur einmal stoßen wir auf Emden. Im 12. Gesang, als Tjark von einer großen Rundreise zurückkehrt:

„Dat was en lüstig Fahren,
As't mit de Börtsmann gung. . . .
Projekte makd he männig,
As wurd he nochmal jung.
Froh mörgens, as he anleep
De weiland lange Brügg," . . .

(Siehe Gedicht Nr. 5 — „de lange Brügg" zu Emden.)

Mit großer Vorliebe spricht Tjark von Pferden. Im 9. Gesang:

„De Lü (die Schweizer) sünd all hoer Läwdaag
Gedürig van Natur,
As bloot bi't Perdekoopen
Alltmets de freeske Buur."

Ja, das Pferd gehört in die ostfriesische Landschaft hinein. Weit über die Grenzen Ostfrieslands hinaus wußte man seit langer Zeit von der feinen Pferdezucht daselbst und von den berühmten Pferdemärkten in Aurich (Müllers Vaterstadt), Weener und Bunde! „Der Pferdehandel konzentrierte sich von alters her in dem Flecken Weener (nahe Bunde), und machte dadurch den Ort weit und breit berühmt[57]."

Was ihm seine Auricher Heimat an rein ostfriesischen Stoffen bot, verschmolz er mit liebevoll poetischer Gestaltung in anderen Episoden des Epos: z. B. die althergebrachte Auricher Sitte des Brautpfades im 3. Gesang: „Dat Bruutpadd;" den Stolz auf den „Upstallsboom" im Wortgefecht mit dem Schweizer. (Ich werde auf diese im Verlauf der Dichtung genauer eingehen.)

Außerdem ist das Ganze erfüllt mit friesisch-ostfriesischen Redewendungen und Sprichwörtern, denn gerade das Sprichwort ist des Volkes Scheidemünze.

Weitere Glanzpunkte werden erzielt durch Müllers Geschicklichkeit: a) in der Handhabung der Metapher, wie seine anschaulichen Gleichnisse aus der Natur und aus dem Tierleben zeigen: z. B.

[57] De Vries und Focken: Ostfriesland. S. 347.

„Daar sitt Ji mollig
As Pögg in'n Gubeldopp."

oder wenn er sich über die ausländischen Wirtshäuser beklagt:

„As weer de Welt hör Pachtung
Van Grönland bet an't Kap,
As droog för hör sien Wulle
De Passageer, dat Schaap."

oder Tjark in der Schweiz:

„Baas Tjark harr to bedenken,
He was en frömde Imm."

b) in der knappen wirksamen Antithese:

„Dat Volk is stolt as Grafen
un dumm as Buuren."

oder:

„De Een' will naa de Karke,
De Andre naa de Plaats."

c) in der Kumulation sinnverwandter Wörter:

„Baas Allena bespreekt van daar,
De Wind, de Wulken un dat Meer."

oder:

De Fro löpt Handewringend
Dör Warf un Tun und Schüür."

d) in der Verwendung der Alliteration:

Dat is't! Wenn he to Huus kummt,
Denn is he kold un klamm."
„Van Tjark keen Taal of Teeken."

oder:

„Wat stunden hüm sien Oogen
In'd Kopp so stief so stier."

oder:

„Dör Dütsland dwas un dweer."

oder:

„Dann smeet he't heele Bündel
Papier an Bön un Balk."

oder:

„Tjark sülvst quamm nich in Kark of Klus'."

e) in der Assonanz:

„O dat greit un dei't so prächtig."

oder:

„Haat un Quaad un stille Jammer."

Auf Müllers Versmaß, Strophenbau u. a. werden wir nicht eingehen. Diese hat Hans Boettcher in seiner Dissertation über Klaus Groth und Fooke Hoißen Müller ausführlich behandelt[58].

Es mag wahr sein, daß einige Ausdrücke dem hochdeutschen

[58] Hans Boettcher: Dissertation. Hamburg.

Sprachgefühl entstammen. Als Ganzes aber ist die Dichtung plattdeutsch empfunden, ostfriesisch verwurzelt und nur in der ursprünglichen ostfriesisch-plattdeutschen Fassung wird sie stets schön und zart, wie zugleich ernst, erhaben, derb und wuchtig bleiben. Man darf O. Bremers Kritik nicht ernst nehmen: „Manches hätte sich vielleicht in der hochdeutschen Sprachform, die dem Dichter vorgeschwebt hat, ebenso gut ausgenommen." Er gibt aber schon im nächsten Satz zu: „Gleichwohl, nur in der plattdeutschen Lautgebung kommt ein Hauptreiz der Dichtung, der musikalische Schmelz, der melodische Fluß der lyrischen Partien, erst zur vollen Geltung." Blicken wir einmal in dieses faustische Epos hinein.

1. Gesang: De Vaader.

„Nu slaa de Düvel drin! — Och Herr! —
Ja, 'T is mi nu ook all' eendoont; —
Daar ritt mien Blixems Diek allwer,
Un'k hebb der heel geen Geld an schoont! —

So stürzt uns der Dichter ‚in medias res'! Der reiche Tjark hat viel Geld in den Deich gesteckt, und immer wieder gewinnt die Flut das Spiel. Als Ostfriesischer Polderbauer bedeutet das Leben für ihn einen nie endenden Kampf mit dem Meer.

Dreimal schon hat er den Deich ‚in Gottes Namen' gebaut.

„Nu in dree Düvels Namen denn,
'K will doch ins sehn, well Baas hier blift!"

In diesen Zeilen liegt Tjarks Verhängnis. Ein Verzagen oder Entsagen gibt es nicht. Selbst wenn es in Teufels Namen sein muß, er muß Baas bleiben. Es ist nicht nur starrer Trotz, es ist der Glaube an eine Zukunft, an eine Scholle für kommende Geschlechter, der ihn zwingt. Dieser Glaube (Ideal!), wie schon vorher betont, verkörpert die eigentliche Idee, welche das Epos beseelt. Sein Wahlspruch wird:

„Ick dwing di Düvel doch!"

Er unterschreibt zwar keinen Kontrakt mit dem Teufel (wie zwischen Faust und Mephisto); aber das Problem ist dasselbe. Der Kontrakt ruht eben in seiner eigenen Brust. Auf diesen Wahlspruch baut sich die Handlung des Epos auf. Es kommt nun darauf an, ob Tjark in seinem Kampf der Gewalt des Meeres („de Düvel") unterliegt oder ob er endlich siegt. Er steht seinem und seiner Mitmenschen Schicksal nicht blind gegenüber.

„Geit Düvel noch mal wer mit furt:
Gotts Blix noch to! — denn ga ik mit!"

Ruhelos strebend muß er es zwingen.

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
ist sich des rechten Weges wohl bewußt,"

kann man mit Goethe auch von Tjark sagen. Sein Deich wird wieder aufgerichtet. Der Polder grünt und blüht und bringt reiche Ernte. Neben dem Kampf mit dem Meer steht der Kampf gegen den konservativen Geist seiner Mitmenschen. Sie achten ihn mehr aus Furcht

als aus Ehrfurcht. Sie können sich nicht mit seiner Tatkraft messen. Sie halten sich fern von ihm.

„Well weet! — War het he't her."

Fast abergläubisch wird das Volk, wenn Tjark von seinem Polder aus die Flut beschaut.

Volk:

„Et segt: ‚Nu word't wer moje Weer:
Baas Allena b e s p r e c k t van daar
De Wind, de Wulken un dat Meer'."

und abermals:

„Wat d'Eene mehr as Alle weet,
So meende man — ‚is meesttied Quaad'."

So ist es; der Starke steht oft allein.

Tjark:

„Bo ik mien Land up mien Maneer,
Se schüdd'n de Kopp: ‚et geiht nich so!'
‚So maakt et Nümms!' — Un winn ik mehr,
As Alle: 't geiht nich richtig to!"

Angenommen, die Handlung spielt in oder nahe Bunde, so wäre eine Erläuterung aus Schulrat Dr. Schraders „Ostfriesland" hier angebracht. a) „Das uralte Kirchspiel Bunde war das Lager, ... ist heute n o c h das Lager, aus dem die Landarbeiter zum Tagewerk auf den Polder hinausziehen." b) Polderland ist Herrenland. Es gehört zu wenigen großen Bauernplätzen. c) Auf dem Friedhofe rund um die alte Bunder Kirche ruhen unter wappengeschmückten Grabsteinen die toten Herrenbauern, die einst mit harten Fäusten dem Meere in die räuberischen Zähne griffen und die Beute für sich behielten. Sie haben wie Fürsten auf ihren Höfen regiert, hatten Geld und wußten mit dem Besitz auch den Einfluß auf das bürgerliche und das öffentliche Leben zu verbinden. Der eine Sohn übernahm den väterlichen Besitz, die andern studierten. Durch Heiraten vielfach verschwägert, bildeteten sie die abgeschlossene Aristokratie der Gegend. An Sonn- und Festtagen fuhren sie mit ihren Kutschen zur Bunder Kirche, saßen würdig auf angestammten Sitzen und hörten den mit i h r e n Stimmen gewählten Pastoren[59]."

Hieraus kann man vielleicht den Argwohn und das Zurückhalten der übrigen Polderbauern erklären. Auch heißt es:

„Mit 'd Pastor disputeerd' he gern,
Un meest mit Glück. — Nu wullt' nicht mehr."

Tjark zieht sich zurück.

„Wenn Allens Daag in Nachttied fall'n,
Denn sit he by de Lamp alleen,
Studeert sien Prenten un Getall'n,
By d' Bibel het hum nümms mehr sehn."

---

[59] „Ostfriesland," eine Heimatkunde für Schule und Haus von Schulrat Dr. Erich Schrader. Emden 1928.

Seinen Sohn Okko schickt er pflichtgemäß „mit en Dübbelmark“ in die Kirche; aber danach belehrt er ihn selbst über Deich und Kolk und Flut.

2. Gesang: De Sön.

Okko steht im direkten Gegensatz zum Vater. Er ist eben der Sohn eines wohlsituierten Polderbauers, der seinem Stand als einstigen Erbbauer keine Bedeutung zumißt. Er will das persönliche Leben genießen; er beschäftigt sich mit allerhand Zeitvertreib und bricht manchem jungen Mädchen des Dorfes das Herz.

„He was en schiere, krodde Fent
Un't gung hum ook van Harten.
Man't dürd' nich lang, denn nammt en End,
Un meest en End mit Smarten.“

Doch endlich widmet er seine wahre Liebe der ehrbaren Stientje. Die Unzulänglichkeit ihres Verhältnisses bereitet ihr wegen des Standesunterschiedes großen Schmerz; Okko verhandelt mit seinem Vater.

„Sien Vader sä: ‚Du büst en Schleef,
Du sast mien Plaats ins arven.
Free doch en' rieke Buurendeern
So'n Fentje kann't nich fehlen,
Elk Buur givt Di sien Dochter gern,
Kannst under Dusend wählen.‘“

Also standesgemäß soll sich Okko verlieben. Innerlich bleiben er und Stientje sich treu. Kein Bauer bietet seine Tochter an. Dem Okko gäbe man sie wohl, nicht aber solch einem Schwiegervater. Tjark staffiert seinen Sohn mit Kleidern, Geld und einem Reitpferd aus.

„Dat Volk is stolt as Grafen,
Un dumm as — Buuren! — Upgeklärt
Is doch de Stadt alleene.
Mien Okko sit as'n Prinz to Perd.
Daar krigt he tein för eene.“

In der Stadt hat man ihn bald erkannt.

„He was doch man en Buurenjung'
By all sien Prunk un Flitter.“

Ein Fräulein aus der Stadt — die längst bei der Garnison bekannt ist — nimmt die Gelegenheit wahr. Sie läßt einen klugen Heiratspakt verfassen und zieht, ohne jedwede Fertigkeit für einen Bauernhaushalt, mit Okko auf den Hof ein. Wie köstlich Müller sie uns in den paar Zeilen vorstellt:

„Dat Frölen hör Notarius stellt
Hör Pakt vör alle Kansen.
Dat Bloomtje was all'n bitje welk,
Van mennig Nös beraaken.“ ...

Okko gedenkt Anstientje als Hilfe in Haus und Hof um sich zu haben. Diese aber:

„Dat Mündje glatt, man't Hartje vull,
Leet se de Lühde prooten." —

(Vgl. Faust I: Gretchen am Brunnen mit ihrer Freundin Lieschen.) Indessen verzweifelt Anstientje und springt in den Brunnen.

Stientje und Okko sind beide das Opfer dieses überlieferten Brauches: ein Bauernhof heiratet den andern; man rechnet mit Kühen, Pferden, Schweinen und Ländereien, nicht mit Menschenherzen.

Auch Tjarks Schicksal entfaltet sich nunmehr aus dem Konflikt zwischen freiem Bauer und dem Heiratspakt seiner Schwiegertochter aus dem Hannoverland. Heiratspakt: „Es ist die in Hannover (mit Ausnahme Ostfrieslands) übliche Übertragung des Gutes an den Sohn unter Vorbehalt lebenslänglicher Verpflegung für den Vater und unter Einsetzung des den andern überlebenden Ehegatten als Erben. Dieser Pakt erweist sich in der Folge als verhängnisvoll für Tjark[60]."

3. Gesang: Dat Bruutpad.

In diesem Gesang erzielt Müller eine selten schöne Verschmelzung der Begriffe: Natur — Mensch — Sitte. Anfangs ist es ein harmonischer Dreiklang; dann wie eine leise, feierlich-wehmütige Melodie in Moll, die alsbald von einem grellen, weltlichen Mißton übertönt wird, und endlich zersplitternd in den Herzen der einfachen Dorfleute nachhallt.

Erhabene Ruhe herrscht im Dorfe. Es ist früh, und es ist Feiertag. Mit Andacht treten die Leute über die Schwelle:

„De Minsken prooten sachtjes,
De vör de Dören staan,
As in de Kark, wenn 't Tied is,
Sien Sangbook uptoslaan."

Was entzückt das Auge? Was duftet so würzig? Wir sind am Himmelfahrtsmorgen in des Dichters Vaterstadt Aurich[61]. Nach alter Sitte hat man schon vor Morgengrauen prächtige Brautpfade angelegt[62]. Einer führt bis an Stientjes Laube.

---

[60] O. Bremer: Tjark Allena. S. 16.

[61] Die Berichte über die speziell Auricher Sitte des sogenannten „Brautpfades" am Himmelfahrtsmorgen stimmen nicht überein, sind aber trotzdem von Interesse. Da Fooke Hoißen Müller dieser Sitte seiner Heimat im 3. Gesange ein Denkmal setzte, wäre es für die künstlerische und volkstümliche Wertung dieser Heimatdichtung angebracht, kurz darauf einzugehen.

[62] 1. Aus: Upstallsboomblätter für friesische Geschichte und Heimatkunde. I. Jahrgang, 1911/12. Emden. S. 54. Nach diesem Bericht heißt es: Der Brautpfad wird vor der Haustür über den Bürgersteig aus Blumen, Laub und Moos angelegt. Man sieht oft künstlerisch ausgeführte Muster, wie das Auricher Wappen, Kreuze, Sterne und Mühlen. Man glaubt einerseits, es sei eine altgermanische Maifeier. Die Sage erzählt aber von der Hochzeit des letzten Fürsten von Ostfriesland, Karl Edzard (geb. 1716, gest. 1744) mit der Prinzessin Sophie Wilhelmine von Brandenburg-Bayreuth, die am Himmelfahrtstage des Jahres 1734 in Aurich ihren Einzug hielten. — Durch Anregung des Dürerbundes (einen Preis für den schönsten Brautpfad) wurde die Sitte wieder aufgenommen. — 2. Aus: Upstallsboomblätter, II. Jahrgang, Mai 1912.

Obgleich es in ihrem Garten grünt und blüht, scheint eine Trauer von dieser Natur auszugehen.

„Man will dat Tüntje truuren? —
Et kummt wat in Verfall."

Ja, es ist Himmelfahrtstag für Stientje, aber in einem ganz andern Sinne.

„Och Herre! — Seht! — En Huusholt
So small, so leeg, so schlicht.
Tein Draagers under d' Barve,
Se kamt dat Bruutpad lang,
Daar geit et um de Ecke,
'T geiht sünder Sang und Klang."

Die Leute stehen stumm und regungslos an den Türen.

„As in de Kark, wenn d' Pastor
Vör't Altar ‚Freeden' spreckt."

An dieser Stelle folgt eine Strophe Müllerscher Weltanschauung. Vielleicht später eingefügt. (Sie erinnert an die ähnliche Strophe 8 in „Sülvern Hochtied" und Strophe 2 „Blömkes".) Sie wirft einen weichen Schleier über Stientjes Tragik und deutet schon auf die Dinge, die folgen werden, welche nicht endlich von Menschen berechnet werden.

„Ja, Vräde! — Hör in d' Erde,
Un uns vör't Levensspill,
Fallt Good un Quaad heel anders,
As unse Recknung will.

S. 24. Nach dem Artikel: „Himmelfahrt," von Georg Blikslager, Emden. Blikslager (geb. 1874 in Aurich) bestätigt nicht den Ursprung dieser Sitte, sondern beschreibt sie nur. Die ersten dreifarbigen Veilchen und die gelben Butterblumen werden am Tage vorher von den Kindern gesammelt und über Nacht im Keller auf feuchtem Sande aufbewahrt. Beim ersten Morgengrauen muß man den Brautpfad fertig haben. Man sieht ihn teppichartig angelegt aus weißem Sand, Moosstreifen, Veilchen, Butterblumen und auch wohl Tulpen. — 3. Ein Gedicht: Dat Brutpadd, von Toni Wübbens (1850—1910). S. 293. Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch. Adolf Dunkmann. Aurich 1922. — 4. Eine Fußnote in O. Bremers Ausgabe des Tjark Allena, S. 20, ist wahrscheinlich aus Nr. 2 oben entzogen. — 5. Von W. J. Willms: Aurich 1866. Aus: Redelköst un Schnipp-Schnapp-Schnaren. „Up Himmelfahrtsmörgen worden in Auerk (Aurich) vör alle Husen un in alle Straten van Blömen un Krut moje Brutpaden makt." — 6. Aus einem sehr guten Bericht auf S. 168 in W. Lüpkes „Ostfriesische Volkskunde", 1925, entnehme ich: „Sobald die Sonne sich erhebt, ist die Arbeit getan; sie beleuchtet dann ein Bild, wie es lieblicher kaum gedacht werden kann." — 7. Auf S. 271 (W. Lüpkes) unter B: „Sagen der Ostfriesen," sei folgendes ausgezogen: „Es ist wohl ein uraltes Naturfest zur Begrüßung des willkommenen Frühlings. Die Sage erzählt von einer fürstlichen Braut — — vor etwa 200 Jahren —, einer Prinzessin aus dem Hause Cirksena, die auf die Ankunft eines Prinzen aus einem naheliegenden Ländchen wartet. Die Vermählung soll am Himmelfahrtstage stattfinden. Der Prinz wird von einem abgewiesenen Bewerber im Gehölz ermordet. Die festlich geschmückte Stadt wartet vergebens. Endlich springt das Pferd, mit dem Toten im Steigbügel hängend, auf den Schloßhof. Die Prinzessin stirbt, und wenige Tage später geleitete man die im Tode Vereinten den welkenden Blumenpfad entlang, zur ewigen Ruhe. Seit der Zeit pflücken alljährlich junge Mädchen und Kinder eifrig Veilchen und Butterblumen und bereiten einen Brautpfad." ...

Hier Sünnenschien un Regen,
Ruugfröst un Haagel daar:
'T sünd alles Gottes Wege,
All sünd se wunderbar."

Während das Volk noch in frommer Andacht gebannt steht, klirren blanke Kutschen, prunkvoll geschmückt, denselben Pfad herauf. Es ist der Brautzug aus der Stadt.

„Se sit, as droog se 't Kransje
Hüt nich tom eerstenmal,
Man Okk' plückt an de Hansken,
Un sleit sien Oogen daal."

Während die Erdkluten draußen auf Stientjes Sarg fallen, feiert man unter weltlichem Singen die Trauung in der Kirche. Die Dorfleute können das nicht mehr begreifen. Die ganze erschütternde Tragik ist im Schulmeister widergespiegelt:

„Uns' Meester spölt de Örgel,
He truck dat vulle Wark.
Man to! — Man immer luter,
Dat jo keen Ohr vernimmt
Dat Dubbern van de Kluten
Opt Huusholt. — Dat verstimmt!"

4. Gesang: Hochtied.

In diesem und im nächsten Gesang erfahren wir von der früher allgemein üblichen üppigen, übertriebenen Bauernhochzeit unter den Ostfriesen. Wie früher, ist auch heute noch die Hauptzeit für das Heiraten im Mai; es paßt also genau in den Verlauf des Epos hinein. Alles, was Küche und Keller vermögen, wird aufgetischt. Alte Reime erzählen noch von dem Schlemmerleben solcher Hochzeiten, so daß derartige Ausschweifungen in Ostfriesland des öfteren gesetzlich streng verboten wurden.

„Hasen und Patrisen (Rebhühner)
De sölen jo de Weg wol wisen,
Honer un Snippen
Sölen up de Tafel wippen,
Warm Beer —
Will wi hebben up unse Pleseer
Lange Pipen un beste Tabak
Will wi hebben up unse Gemak."

So ist es auch hier: unsere Stadtbraut (seltsamerweise hat der Dichter es nicht für notwendig gehalten, dieser Braut einen Namen beizulegen) mit ihrem Gefolge nimmt es wahr. Man feiert nicht alle Tage Hochzeit. Tjark will sich von der besten Seite zeigen, vielleicht auch ein wenig protzen. Man nimmt es gerne an. Alles ist bekränzt und beflaggt. Ein „Liederkranz" steht zum Empfang bereit.

„Dat Jungvolk uut de Loogen,
Dat stünd bito un schweeg."

Okko bleibt in einer Wehmut und Trauer befangen, die ihn nicht verlassen will.

„Hüm drückde wat!“ ...

Aber:

„De junge Fro begünnde
Den Dag hör Regiment,“

und bald merkt man:

„Se leg'd an Ritter Okko,
Hör rubbrige Demant;
Mit Schliepen un Poleeren
Nu gau de letzte Hand.“

Die Gäste halten sich vorsichtig von Tjark Allena fern; sie wollen es nicht mit ihm verderben.

„De Buur, wenn to nix beters,
Is tom Betaalen good,“

und dann:

„Elk sörgde fien maneerlyk
To kamen to sien Deel.
Se atten as de Diekers,
Se drunken as'n Kameel.“

Das Feiern, Singen und Tanzen werden Okko zu viel:

„‚Nu hebb' ik't satt,‘“ seggt Okko,
‚Wat do'k mit so'n Bankett?‘“

Der Alte meint:

„Laat drieven all, wat drift.
Man naa der Hand, Kind, will wi
Doch sehn, wel Baas hier blift.“

Vater und Sohn sind sich zum erstenmal einig.

5. Gesang: Stadtlüh un Landlüh.

Man feiert indessen weiter. Aber um Mitternacht

„Do wurd'n se mö un stumm.“

Der Ostfriese glaubte früher gern an Vorahnungen, wie auch hier:

„Et is so still, as flog der
En Engel dört Gemack.“ —

Schon warnt uns der Dichter:

„De mug der wol naa wesen, —
He droog keen Öeljetack.“

Alsbald folgt in schnellen Berichten die nahende Gefahr: ein Deichbruch. Die Stadtgäste eilen mit Pferden und Kutschen davon. Dreimal beschreibt uns der Dichter in knappen, klaren Metaphern aus der Tierwelt die Flucht dieser leichten Gäste:

„As d' Fleegen uut de Kluntjes,
Wenn sück der'n Hand na streckt,

As de Goosjes van de Weide,
De'n blaffend Hundje schreckt,
As de Lüntjes uut dat Saatseil,
De'n Jung mit Kluten smitt, —
So gungt deruut! — Man mennig
Namm noch sien Mundvull mit."

Tjark, Okko und das Hausgesinde sind bereits am Deich. Die junge Frau ist allein in ihrem neuen Reich.

„So, Königin des Dages, —
Nu hest alleen dat Riek."

Eine feine Ironie liegt in dem befremdend halb hochdeutschen Ausdruck „Königin des Dages"; denn die junge Frau ist und bleibt eine Fremde unter diesen derben Bauern.— Bevor sie in ihrer Verzweiflung das Haus in Brand steckt, kommen die Dorfleute vom Deich zurück:

„'T sall wol so slimm nich wesen,
As uns de Stadtlüh sä'n."

Nun wollen sie auch ihren Teil des Hochzeitsschmauses sichern.

6. Gesang: Dat Bruutbedd.

Tjark und Okko bringen inzwischen noch zwei Wagen mit Steinen, Busch und Stroh auf den Deich. Der Ostfriese weiß zu wohl, wie schnell die Flut ihm das Land raubt. Daher prägte er auch sein Sprichwort gegen allzu verwegene Lustbarkeit: „Overdaad is nargends good vör, as vör Dîken un Dammen".

Aus dem Dunkel der Nacht hören wir Tjark:

„De Düvel sall mi haalen,
Krieg wi de Diek nich dicht."

Okkos Wagen kommt auf dem schmalen Deich ins Gleiten:

„De Wagen sleit in See!" —
Baas Allen ligt upt Dröge,
Man Okko? — „Waar is de?" —

Umsonst sind Taue, Boote und Tjarks verzweifeltes Rufen. Nur vom Wasser her:

„Och Stientje, Stientje!" wimmert
Een braaken Stimm van Fern."

Der Tod vereinigt die sich treu Liebenden am selben Tage. Okko wird am Abend seines Hochzeitstages das Opfer des Meeres. Damit ist ein tragischer Konflikt vollends gehoben. Die Liebe zwischen Okko und Stientje stand im Gegensatz zu althergebrachten Sitten. Hieraus erwuchs ihre Schuld und ihr Schicksal. Die erste dramatische Steigerung und Katharsis fällt in die Begräbnisszene der Stientje. Die ganze darauf folgende Hochzeit ist und bleibt für Okko ein seelischer Kampf. Sein Tod in den Wellen — obgleich durch Unfall verursacht — ist das erlösende Element, welches zugleich die treue Liebe dieser zwei Menschen über den Tod stellt. Es ist die zweite dramatische Steigerung.

Es bleibt also zu betonen, daß Okko (und Stientje) nicht direkt, sondern nur indirekt Tjark Allenas Starrsinn zum Opfer fallen. Selbst Tjark Allena ist so, wie er ist, weil er nicht anders sein k a n n. Viele Jahrhunderte haben diesem friesischen Volke, da es noch mehr als heute mit dem Meere um seine Scholle rang, eine Derbheit, einen gewissen Trotz und Starrsinn, auch wohl Schwerfälligkeit, Festhalten am Alten aufgestempelt. Tjark ist eine gesteigerte, alles zusammenfassende Personifikation dieses Volkes. Als solcher nimmt er mit faustischer Gewalt nicht nur den Kampf mit dem Meere, sondern mit seiner ganzen Umwelt auf. Da er seinen vermessenen Wahlspruch „Ik dwing di Düvel doch" nun einmal geprägt hat, muß er auch die Nebenerscheinungen mit in den Kauf nehmen; sei es gleich der Verlust seines geliebten Sohnes. Vor der großen, gewaltigen Natur steht Tjark am Strand, — allein und völlig machtlos.

„As Koppelhunde stoltern
Strandup ballstür'—ge Seen!
He mug hör gruuf befehlen,
Hör bidden up sien Kneen:
‚Bringt mi mien Kind!' — Se targen
Hum man mit Brüh un Turt.
Elk smit hüm vör sien Footen
En Drachtje Schill un Murt!" —

7. G e s a n g : T e g e n s p o o d (Ärgernisse) t o H u u s.

Müller hatte mit dem Druck seiner Gedichte lange gezögert, weil doch kein Mensch glauben würde, daß ein Mathematiker Sinn für die Poesie haben könnte. Folgende Strophen leiten in die Stimmung vor Sonnenaufgang ein und brauchen nur gelesen zu werden, um uns den Dichter schätzen zu lehren.

„Dat Mörgenroth, de Sünne
Her leefste Kamermaid,
Har hör't Vertreck all rein maakt,
Un friske Rosen streut.
Hör Fro stund up un spegeld'
Sück blied in't Meer. — Se sach
Sück noch so jung un goldig
As up hör eerste Dag.
Dat högd' hör Erdenkinner,
Verganglyk alltomaal.
Se gröten un se danken
En jeder in sien Taal
Dat Lewerk singt, de Koh brüllt,
De Krüden ruken frisk,
Un sülvst de Tümler dumpelt
An't Lecht, de stumme Fisk."

Inmitten dieses neuen Tages steht Tjark trostlos.

„He mutt sien Padd alleen gaan,
De Gang, de word hüm swaar."

Es scheint:

„Nu was sien Stolt doch braken! —
Nu was he mör un mack! —

Ja, ein Mensch von geringerer Willenskraft würde verzagen; aber Tjark —

„Meen Ji? — En Viertelstündje —
Denn gung he risk un takk."

Er sagt sich selbst:

„'T is, as et is, Tjark! — Häst nu
En Dochter för en Sön."

Stoisch erträgt er sein Leid um Okko,

„Man 't was keen Christentruur."

Wiederum befestigt er den Deich und bereitet den Polder für die Saat. Die Schwiegertochter zieht das Leben in der Stadt vor. Er wittert ihr Vorhaben. (Gemäß dem Heiratskontrakt ist sie die Erbin des Hofes und kann sich einen neuen Gatten holen.) Tjark will die Wirtschaft seines „Plaatses" der großen Magd und dem Knecht überlassen und sich selbst ein wenig zerstreuen. Warum für fremde Erben sparen? Bald sehen wir ihn im Krug, dann im Klubhaus beim Kartenspiel; aber

„En Minsk de Alles dörpröft,
Verlüst toletzt sien Smaak;
Wenn't b i n n e n kold un dood is,
Is b u u t e n keen Vermaak."

Der Mensch findet also keine Befriedigung in seiner Außenwelt, wenn er nicht zuerst im I n n e r n eine Kraft bewahrt: sei es Glaube, Ideal, Hoffnung. Tjark bleibt zu Hause.

„Un hull sück an de Vless." —

Wieder erinnert das folgende an Faust I, an den Prolog im Himmel, in welchem Mephisto zum Herrgott spricht:

M e p h i s t o :

„Was wettet Ihr? Den sollt Ihr noch verlieren,
wenn Ihr mir die Erlaubnis gebt,
ihn meine Straße sacht zu führen!"

Wie steht es mit Tjark?

„Nu het he hum by't Flittje
Un let hum nich wer löß!"
Sä'n nu de Lüh, — se meenden,
D e D ü v e l h a r r ' h u m w i ß ..."

Schon verliert er die Achtung seines Hausgesindes, als er sich plötzlich zur harten Arbeit aufrafft. Tjark brummt:

„Di Düvel dwing ik,
„All luurst Du in de Vleß!"

In dieser Erkenntnis liegt der erste Schritt aufwärts. Aber noch läßt ihn der Teufel nicht ganz das Spiel gewinnen. Ein Trunk kalten Wassers bei erhitzter Arbeit macht ihn krank.

— „Satan seit sien Weed!“

Der Arzt verschreibt Wein. Tjark stählt sich gegen neue Versuchung; er wählt den Mittelweg.

„Entholden is för Kinder! —
Maatholden eiskt sien Mann.“

Schließlich hilft auch dies nicht. Der Arzt verschreibt:

„Baas gaht naa Nördernee!“

Indem er sich gegen diesen Gedanken sträubt, beseelt ihn ein ganz neuer. Es ist, wie wenn Mephisto auch zu ihm spräche:

„Laß alles Sinnen sein
und grad mit in die Welt hinein.“ (Faust I.)

So durchbricht er die Schranken seiner engeren Welt und scheidet von seiner Scholle.

„Daar's 't ook noch so. — Dat Eiland
Is jo nich Fisk, nich Fleesk.
Hannoversk för de Junkers
Vör 'd Buur man half ostfreesk.
Ick weet, daar bün ick ook wer
Wat'k hier bün: heel alleen.
Ick mutt mal Welt un Minsken
Un friske Minsken seen.“

Die Welt, die er bis jetzt noch nicht gekannt hat, wird ihn derb und rücksichtslos behandeln. Tjark hat seinen Wahlspruch kaum mehr auf der Zunge. Das Fernweh lockt ihn; das Heimweh zwingt er trotzig hinunter.

8. Gesang: Tegenspood underwegs.

(Ärgernisse unterwegs.)

„Ihn treibt die Gärung in die Ferne,
er ist sich seiner Tollheit halb bewußt.“
(Prolog im Himmel, Faust I.)

Es geht über Amsterdam, den Rhein hinauf, über die Alpen, nach Venedig ...

„Eerst in Venetie quamm he to Benüll“

und schon etwas beruhigter geht's nach Neapel und Rom hinunter.

„De Minsken, Een de Ander
Sien Düvel överall,
Sünd doch by uns to mindsten
Man half so schlimm und mall.“

Tjark durchschaut der Welt Tand und Flitter. Überall ein wildes Jagen und freche Ausbeuterei. Die ganze Welt ist ein Sklave der Mode.

„Na Huus Tjark! — Wahr dien Freeheit!
Du büst en freeske Buur!“

So spricht sein gutes Gewissen!

Man möchte auch ihn gehörig scheren, als wäre er nur eine Heidschnucke oder ein Merino. Sein ostfriesisches Blut bleibt schwer. Langsam steigt er über diese leichtfertige Welt.

Das ist bei ihm nicht nur eine persönliche Erkenntnis. Es ist eine Tatsache so alt wie die ostfriesische Geschichte. Dieser friesischen Freiheit ist in jedem Geschichtsbuch Ostfrieslands ein besonderes Kapitel gewidmet. Der Begriff „edler, freier Friese" bleibt allzeit für ihn der Anker im Sturm. Sein Upstallsboom ist noch heute das Symbol seiner einst durch die Jahrhunderte behaupteten ständischen Freiheit.

9. Gesang: Tegenspood als Gast.

Tjarks Stolz und Starrsinn verbieten ihm aber sogleich wieder in die Heimat zurückzukehren. Dann würde er erst recht die Zielscheibe des Spottes. Es heißt also: entsagen und dulden. In der Schweiz will er Quartier suchen, wo er ein Bauer unter Bauern ist; wo man sich versteht. — Was könnte einen Ostfriesen mehr beengen, als von Alpenketten umrankt zu sein?

„... mit'n lütjer Stücksken
Van't Himmelslecht; et leet
As sat man in en Pütte."

Schon gefallen ihm die Sprache und die Schweizer nicht.

„'T is leep, waar't heele Leven.
So'n Perdebütjen is."

Allabendlich gibt es ein heißes Wortgefecht zwischen dem Wirt mit seinen Stammgästen und Tjark. Jeder liebt und lobt seine Heimat.

„Baas Tjark harr to bedenken,
He was en frömde Imm;"

Punkt für Punkt verteidigt der eine, was der andere verdammt.

Der Schweizer prahlt:	Tjark verteidigt seine Heimat:
1. Tell, Rütli	Upstallsboom.
2. Winkelried	die ostfriesische Fürstenzeit (endet 1744).
3. Alpenweiden	der Polder.
4. Rinder und Ziegen	Pferde und Gänse.
5. Die Gletscher	das Meer.
6. Die Ostfriesen sitzen wie Frösche im Schlamm.	Die Schweizer wimmeln wie ein Ameisenhaufen. — Jedes Häufchen (Berg) ist eine andre Republik.
7. Jeder Schweizer ein Soldat. (Der Ostfriese ist bekanntlich kein eifriger Soldat.)	„So billige Soldaten het up de Welt keen Riek." Dafür hat man tüchtige Seeleute.

8. Schweizer:

„So'n Handwark (Soldat!) is ook nobler
As sück mit Bulgen slaan
Um Koopmanns Kofjebohnen
Tobak un Wallfischthran."

Tjark:

„De Werelthandel, Benz, is
De Puls van't Minskheitsblood
Waar Seefahrt kummt in't Stocken
Daar sünd de Lande dood."

Man erinnere sich der Zeit Friedrichs des Großen, als man besonders in Emden den Welthandel wieder fördern wollte.

9. Der Schweizer spielt auch für andre Soldat. „Geld, Tjark, is Macht up Erden."
   Wo bleibt dann aber die Treue? (fragt Tjark).
10. Von fern gesehen ist für Tjark die Schweiz wie ein Zwerg; das Umland wie ein Riese.
11. Benz prahlt mit dem souveränen Bund der Schweizer.
    Tjark:
    „Waar noch upstünd Jo Bund is,
    Daar sün wi längst all west." —
12. „Hör (Soldaten) Leven kann man nehmen,
    Man nich hör Schwitzerland."
    „De Prahler is keen Fechter
    Segt man by uns to huus;
    De völ het in sien Schnute,
    Het wenig in de Mau."

Fast kommt es zu einem Kampf.

Tjark bedankt sich für das gepriesene Schweizer Gastrecht. Er möchte ihnen aber einst das wahre Gastrecht seiner Heimat beweisen. Er kann nicht umhin, den ganzen unwürdigen Streit mit einer volkstümlichen Redewendung lächelnd beiseite zu schieben:

„Sünn Ji doch hier man't Haantje,
Dat up sien Meßfaalt kreiht."

Tjark entfloh den Ärgernissen zu Hause; wieder trifft er sie unterwegs an; dann als Gast in der Schweiz. Das Leben packt ihn derb an; desto mehr treibt es ihn nach Hause. Nur sein Stolz hält ihn im Süden.

10. Gesang: Tegenspood Süd.

Alsbald hofft er in eines Fischers Hütte in Neapel sorgenfrei zu wohnen; die Hauptsache ist für diesen Ostfriesen:

„Daar hebb ik ook de See wer."

Nach einem Winter im sonnigen Süden — was ihm zwar schwer fällt — wird er wissen:

„Wat sien Ostfreesland werth!"

Immer mehr lebt er im Geiste schon wieder in seiner Heimat.

„Un denn krigt mit keen Düvel
Wer uut mien Paradies."

Wie gut wird ihm der Brei wieder schmecken. Bis zum Frühjahr hält noch der Deich; solange muß er auch noch aushalten.

Ein unangenehmer Zwischenfall im Fischerhaus verdirbt ihm die Ruhe in Neapel. Tjark zieht fort. Aber wohin?

11. Gesang: Tegenspood Noord.

Besonders gut gelungen ist Müllers Beschreibung solch eines rastlosen Ostfriesen, wie Tjark es geworden ist. Sein ganzes Streben geht auf Ruhe.

„He dwähld' in Barg un Daal,
Dör Land un Städten sünder
Gedüür. — De Compaßnaal,
Mal uut sien Ruhstand schüddelt,
Geit ook son Slingergang;
Man't Noordpünt het naa't Noorden
Denn doch sien stillken Hang."

Kreuz und quer geht's durch Deutschland und nach Amsterdam zu. Von dort ist's nur ein Katzensprung nach Hause. Man spricht in Holland schon halb ostfriesisch; man trinkt wieder Tee. Aber niemand hat viel Zeit für ihn. Nur im Krug findet er Gesellschaft bei einem alten Schiffskapitän und bei Steuerleuten. Er wird seinen Mund nicht wieder verbrennen! Für einen alten Groninger Bauer will er sich ausgeben, dann beleidigt er weder Ostfriesland noch Holland. Schon geht's los. Die Holländer prahlen, wie gut es Ostfriesland ging „dat Hookje Land dat", als es noch zu ihnen gehörte.

„Et sull sück uns getrost man
Wer hangen an de Steert
Eh'r Prüßen un Hannover
Het Alles upgeteert."

Tjark muß noch weitere Spöttereien über seine Heimat hören. Mit dem Winter endet auch seine Verbannung.

„Sien Stiefkopp gaf to reisen,
Sien Hart nu stünds Verloff."

Also: das Herz gewinnt über den Verstand.

Es sei hier eine kurze geschichtliche Übersicht zum Verständnis des obigen elften Gesanges beigefügt. Auch können wir daraus etwa die Zeit bestimmen, in welche Müller diese Dichtung (wenigstens bis zu diesem Punkte) verlegt.

Ostfriesland war einst eine unabhängige Grafschaft und stand seit 1454 unter der Regierung der Cirksena. Seine Herrscher erhielten 1654 den Rang von Reichsfürsten. 1744 starb der letzte Cirksena, Fürst Carl Edzard. Durch rasches Zugreifen hatte König Friedrich II. im Jahre 1744 sowohl Ostfriesland als auch Harlingerland erlangt; allein gesichert waren ihm die neuen Besitztümer noch keineswegs. Somit war Ostfriesland unter Preußen von 1744—1806 (davon waren die glänzendsten Jahre von 1795—1806). Der Tilsiter Friede im Sommer 1807 brachte zur Erfüllung, was jedermann längst vorausgesehen hatte. Der König von Preußen trat alle seine Staaten westwärts der Elbe ab. Einige Wochen später fügte Kaiser Napoleon Ostfriesland dem Königreiche Holland seines Bruders Ludwig Bonaparte zu. Am 9. Juli 1810 wurde Holland mit dem französischen Kaiserreiche vereinigt. Damit kam also auch Ostfriesland an Frankreich. Es hieß

jetzt „Département de l'Ems oriental". Im Wiener Kongreß (1814—15) wurde es klar, daß französische und russische Politik auf die staatliche Auflösung Deutschlands bedacht waren. Eine andere Richtung verfolgte England. Es wollte das neue Königreich Hannover (durch Personalunion mit England verbunden) stärken, ein großes niederländisches Reich aufrichten als Werkzeug seiner festländischen Politik und als Gegengewicht gegen Frankreich. Preußen mußte das Opfer bringen und gab Ostfriesland an Hannover ab. Diese englisch-hannoversche Regierung (seit 1815) förderte nicht besonders den Wohlstand Ostfrieslands. Erst seit 1837, als Hannover seinen eigenen König Ernst August von Cumberland erhielt und sich von dem mächtigen Inselreiche trennte, regte sich ein frisches Leben. Dieses steigerte sich noch unter Georg V. Bis 1866 blieb Ostfriesland unter Hannover; dann fiel es wieder an Preußen. Es bleibt noch zu vermerken, daß unter der letzten hannoverschen Epoche (1837—66) Ostfriesland einen größeren Aufschwung in Handel und Schiffahrt und förderlichen Anstalten erlebte als in den früheren siebzig Jahren der preußischen Zeit[63].

Es ist wahrscheinlich, daß Müller im 11. Gesang — sowie auch in anderen Stellen des Epos, wo er gewöhnlich wenig erfreulich auf Hannover deutet — an die Zeit v o r 1837 gedacht hat; denn den König, der 1837 eingesetzt wurde, erwähnt er nie.

12. Gesang: Willkaam to Huus.

Tjarks Reise durch die Welt hat ihn zwar nicht befriedigt, aber ihm doch wieder Mut, Kraft und Hoffnung gegeben. Überglücklich betritt er in Emden die heimatliche Flur.

„Projeckte maak'd he mennig,
As wurd he nochmal jung."

Er eilt seinem Polder zu; noch ist die Warf vom Nebel verhüllt. — In raschen Versen schildert uns der Dichter Tjarks Freud und Leid. Man hat alles verändert, sozusagen modernisiert, an Türen und Fenstern und im Garten. Dort ein Glashaus, hier ein englischer Park, ein Rasen und ein Sommerzelt.

„Nu, dat's doch Överdaad!"

Man erkennt in ihm nicht einmal den Herrn des Hofes.

„De was man ruug van Baart,
Wat buten landsk in Kleeren
Un plustrig van de Fahrt."

Umsonst klingelt er an seiner eigenen Tür. So ist's:

„Wenn Puus geit keiern, dansen
De Müs' up Stohl und Disk."

Das ist noch nicht das Schlimmste! Er muß sogar hören, für was man ihn hält:

„'T is nix! — De Mann is d r u n k e n."

und:

---

[63] Teilweise nach: Onno Klopp: Geschichte Ostfrieslands. Hannover, 1858.

„'T is en verbulgen Schojer,
En Gaudeef," sä de Maid.

und:

„Man sötjes!„ sä de Saadler,
— — — — — — — — —
... — de Minsk is mall!"

Entsetzt redet seine Schwiegertochter:

„'T sünd hier noch halfe Wilde, (in Ostfriesland!)
In Taal un Köst un Kleer;
— — — — — — — — —
Hannover blift Hannover!"

Wo ist das Willkommen? Tjark steht zerknirscht und einsamer als zuvor. Hier liegt die dritte Steigerung der Dichtung. Es ist der große leere Augenblick seines Lebens. Tj. wird hier zur tragischen Größe. nicht aber zum tragischen Opfer. Sein Wahlspruch ist völlig gescheitert und bleibt hier augenblicklich ohne Bedeutung. Das erlösende Moment und die Wendung liegt in „dem ewig Weiblichen".

13. Gesang: Een Fründ noch.

Sinnend steht er noch im Garten. Eine alte Großmagd des Hofes ist im Garten beschäftigt. Als kleine Magd kam sie hierher und manche Jahre verlebte Tjark unter ihrer Fürsorge.

„Et foppt sück, wat sück leev het. —
Dat Wicht was nett un drall, —"

Ja, wenn nicht das Vermögen und der Stand (wie auch bei Okko) auch früher eine Rolle gespielt hätten, dann hätte er sie am liebsten zur Frau genommen. Maree blieb ehrsam und arbeitsam und wurde fromm. Sie widmete dem Hofe ihre Kraft, ihre Sorge und ihr Leben. Mit innigster Freude bewillkommt sie ihn. Sie allein hat fest an ihn geglaubt:

„Un mien old Hart is blied."

Die Schwiegertochter Tjarks hatte den Hof wieder in Besitz genommen. Alles war nach städtischem Geschmack umgeändert worden. Nur die alte Marie hatte Spott und Verbannung mit Geduld und Treue ertragen. Es lag doch schließlich in ihrer Hand, den „Plaats" wieder auf die rechte Spur zu bringen.

„Se harr jo Künn' van Allen,
Van Botter, Kees un Melk."

Mit dem offenen Herdfeuer ist es auch vorbei:

„De Heerd (der neue Ofen) is tafelhoch.
'T is all nu fien Hannöversk,
Un heel nich as up't Loog."

Aber den Solder, obgleich auch dieser umgebaut wurde, hat Maree mit weiblicher Hand für ihren „Baas" zurecht gemacht.

„Jo Kamertje is klaar."

Im selben Augenblick kommt eine Dienerin, überreicht dem Alten den Schlüssel zum Schreibpult und läßt ihn herein bitten:

„Herrn Allen to Bedeenung daar
Is disse olde Maid!"

In dem erneuten Konflikt bleibt ihm nur Maree mit ihrer Treue und mit ihrem unerschütterlichen Glauben.

14. Gesang: Laate Row (Späte Ruhe).

In seinem Schreibpult findet Tjark den Heiratspakt der Schwiegertochter. Dieser erweist sich als ein in Hannover üblicher Vertrag (also nicht nach ostfriesischen Gesetzen der damaligen Zeit), wodurch der ganze Hof an den künftigen Gatten der jungen Frau übergeht. Für Tjark steht allein sein Solder zur Verfügung. Man hat ihn also überrumpelt.

Sein verwegener Wahlspruch „Ik dwing di Düvel doch" hat, wie es scheint, sein Feld verloren. Es kommt nun darauf an, ob er sich mit Geduld diesem Pakt fügt oder ob es noch eine Kraft in ihm gibt, die ihn über diese vernichtende Lage emporhebt. Man merkt, der Teufel — oder das Teufelische — zieht immer noch die Grenzen. Da vernichtet Tjark, was ihn vernichten will. Es folgt ein längeres Zwiegespräch mit Maree.

„Un smiet dat Ding (den Heiratspakt) in't Füür!
'T is klaar! — Et het sien Deenst daan,
Un was mien Advokaat
De Düvel sülvst, et helpt nich —
All Pleiten (Handeln) is to lat!"

Er weiß, das Gesetz steht fest. Die Feder ist mächtiger als das Schwert. Solch ein Pakt:

„Et sleit sien Mann, un wenn't ook
In Frolüh Handen weer."

So ist es: Tjark befindet sich in einem Zustand völliger Zerschlagenheit und Zerknirschung. Mit bittrem Spott mißt er die Eitelkeit und den Wahn des Besitzes, des Geldes, der Hoffnung, ja selbst der Liebe und des Glaubens.

Mildernd und im Glauben an eine noch nicht faßbare Wendung des Schicksals beharrend, steht Maree ihm zur Seite. Fest und klar zeigt diese schlichte Frau ihm den Weg:

„Baas! — Störm un See, de dwung Ji!
Baas! Ji dwingt Hell un Dood;
Wenn Ji et willt, Ji doot et
Mit Gottes Hülp, Ji doot't."

Erschöpft

„Sunk Baas in sück tosamen,
As by sück sülvst to Bicht."

An dieser Stelle beginnt der Umschwung im Leben dieses faustischen Polderbauers. Müller grenzt nicht ab zwischen Teil I und II

(wie z. B. in Goethes Faust). Man darf wohl annehmen, daß er Gefallen an ähnlichen Motiven wie im Faust II hatte.

Mit zarten Strichen fährt die Handlung von Strophe zu Strophe im selben Gesang fort.

Für den inneren Kampf und für die Reue in Tjarks Brust hat Maree zwar kein Verständnis. Ihre Einstellung bleibt rein fraulich.

„So, slaap wat" sä Mareemöh,
„Un slaap dien Hart wer sund."

Leise geht sie hinaus, um ihm eine kräftige Mahlzeit zuzubereiten.

Inzwischen versinkt Tjark in einen fieberhaften Schlaf, in welchem alles Vergangene an seiner Seele vorüberzieht. Noch ein einziges Mal kommt ihm der Gedanke der Zwecklosigkeit des Lebens. Im traumhaften Monolog hören wir, was sein Herz und seinen Geist bewegt.

„Lag doch de heele Buđel
In See wer twintig Fahm,
Un ik derby! Wi hören
As Lief un Seel tosam."

Er kommt aber nicht zur letzten Verzweiflung.

Müller entwickelt hier in vier sehr schönen Strophen, wie Tjark innerlich seinen Weg zu Maree findet, bis

„Mareemöh groot un uprecht,
Erschient hum as Vision" ...

15. Gesang: Mareemös Bußpräk.

(Marees Bußpredigt.)

Noch setzt sich der schwere Schlaf fort. Als Vision gesellt sich Maree zu ihm, und es entspinnt sich ein traumhaftes Zwiegespräch. In diesem erfahren wir aus vergangenen Tagen an Tjarks Hof. Aller Glanz, alle Freude im Leben sind am Ende doch nur zeitliche Genüsse. Die eitle Freude am Besitz ist nur Blendwerk. Es ist genug fürs stolze Herz, die Muscheln am Strand zu sammeln, um sie doch wieder zu verschenken. Erst im Entsagen also zeigt er seine Kraft. Viermal betont Maree, daß Tjark mit sich einig werden muß. In drei Tagen ist die Hochzeit der jungen Frau. Lasse er seinen Hof in den Händen des jungen Paares und genieße er seinen Lebensabend in Ruhe; sein Name und seine Ehre sind doch für ewig mit dem Hofe verbunden.

„Schülpen sind et doch un Nünen,
För de wiese, olde Mann"
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
„Sett to Rüst Jo! — Stürd nich langer
Tegen Wind un tegen Stroom,
Elke Dag will'n Avend hebben!"
— Hier terreeten Präk un Droom. —

Maree vertritt hier die christliche Ansicht des Duldens, der Entsagung und der Ergebenheit, gepaart mit ihrem Glauben (und Aber-

glauben!). Sie ist aber nicht sentimental. Eigentlich steht sie dem Schicksal gestählt gegenüber, weil sie an die Richtigkeit ihres Handelns ohne Bitternis glaubt.

Man beobachte: In diesem Gesang erscheint Maree als Vision und somit drückt auch ihre Ansicht einen visionären Standpunkt aus; man könnte jenen Weg (oder Ausweg!) einschlagen.

16. Gesang: Mareemöh's eerste Mahltied.

Tjark erwacht aus dem tiefen Schlaf. — Wiederum ist die Stimmung ähnlich wie im Faust II.

„Schon verloschen sind die Stunden,
hingeschwunden Schmerz und Glück;
fühl es vor! Du wirst gesunden;
traue neuem Tagesblick." (Faust II.)

Inzwischen hat Maree ihm den Tisch für seine erste Mahlzeit gedeckt. Mit Wohlgefallen betrachtet er diese schmucke Frau.

„Tjark denkt: Bün ik by wachen Sinnen,
Of fangt mien Droom noch an to spinnen
En ander, grooter, bunter Bild?"

Tjark ist fast bereit, alles fahren zu lassen;

„Smiet ik hör alles vör de Foot!"

Da zeigt sich, daß das, was Marie in der Vision vermeintlich als eine Lösung vorgeschlagen hatte, in der Wirklichkeit nicht gelten kann. Sie stellt ihn wieder vor seine Aufgabe:

„Wegsmieten kann man alle Daage,
Hier Baas to blieven, dat's de Frage,
Sünn Ji nich free, Baas, sün Ji dood!"

Der Deich wird stets sein Ruhm bleiben; aber einst wird das Wasser sich das ganze Reich wieder holen, weil die jungen Leute hier nicht zu regieren verstehen. Augenblicklich findet Tjark die Lösung:

... „Haalt dat Water
Et doch, wat fröher of wat laater,
Mi dücht, dat is denn keen Verschill!"

Er erbittet sich von ihr:

„Dien Hand, up alle Aventüren."

Kaum begreift sie es; sie weiß nur:

„Tjark Allen krigt doch noch sien Will!" —

Es gilt hier noch der Handschlag als Ausdruck unverbrüchlicher Treue.

17. Gesang: Maree mutt mit.

Als Maree nach zwei Stunden mit „en Köppje Thee" erscheint, findet sie den Solder leer. Den Anzeichen nach hat Tjark die Flutzeit im Kalender nachgeschlagen (sich mit Sprengstoff versehen [was sie nicht weiß!]) und ist in stürmischer Nacht an den Deich gegangen.

In der Bibel findet sie einen Zettel: Es ist ein Lebewohl von Tjark; im Schreibtisch liegt ein Brief mit Geld für sie.

Jetzt begreift sie seinen Plan und „up alle Aventüren" eilt sie ihm nach, treu und unerschrocken.

„Un um de Kopp hör Schuud,
Rönnt se dör Störm un Regen
Driest in de Nacht henuut."

18. Gesang: Wel Baas blift.

In diesem Gesang der Gegensätze versetzt uns der Dichter in die Gesindeküche. Bei solchem Wetter wird Jann, ein Knecht, seine Braut im Dorf nicht besuchen.

„'T is jo, dat man en Hund nich
Mug jagen buten Döör."

Man kommt auf die bevorstehende Hochzeit von „Leutnant und Madam" zu sprechen:

„Un of he hör uut Leevde,
Of de Plaats ook ahn hör namm."

Die Hauptsache für das Jungvolk bleibt, solch ein Fest auszubeuten. Viele eitle Hoffnungen erfüllen die Brust. Die Mädchen nähen und sticken an ihren Festkleidern.

„Wenn'k Avends in dit Jackje
To Huus kaam — bin'k de Bruut!"

glaubt die eine Maid. Eine andere sticht sich, holdem Aberglauben gemäß, heimlich in die Lippen. Eine Dritte flicht manchen Seufzer und stille Sehnsucht in ihre Naht hinein.

Alle leben in dieser Vorfreude des ersehnten Glücks. Da bringt eine rauhe Stimme die Schreckensnachricht vom Deichbruch. Alles flieht in größer Verwirrung. Hinter Tjark Allens Deich ist Wetterleuchten. Donnern und Beben erfüllen die Nacht. Dann ist alles still. Pech- und Schwefelqualm erfüllen die Luft.

„Hier is de Hell an't Wark!
Gott gnaad' uns arme Sünder,
Kaamt Lühde, kaamt to Kaark!"

Als Ebbe ist, findet man Tjarks Hut, vom Pulver schwarz gebrannt. In der Ferne:

„De Plaats dreef as en Eiland
Verlaaren in de See."

Die Leute sehen jetzt ein „well Baas hier bleef".

19. Gesang: Laate Naasömmerdage.

Es ist acht Jahre später. Im Dorf geht das Leben seinen alten Gang. Niemand weiß von Tjark und Maree. Da kommt eines Abends ein Matrose, Jan Buß, ins Dorf, um Stientjes Mutter aufzusuchen. Aber alles ist tot. — Im Krug bewirtet ihn Gretje, eine frühere Magd auf

Allens Hof. Sie erkennt das Monogramm T. A. auf des Matrosen Geldbeutel und fragt ihn nun neugierig aus.

An dieser Stelle gibt uns Müller einen kurzen Einblick in jene Zeit, in der die Auswanderung zur wahren Krankheit geworden war. Groth, Reuter, Freiligrath und andere Dichter behandeln dieses Thema ebenfalls.

Der Matrose hat fünf schwere Jahre in der Ferne hinter sich. Mühsam strebte er der Heimat zu. Da führte ihn der Weg durch eine neu kolonisierte Landschaft in Amerika. Er befürchtete fast, es sei eine Fata Morgana:

„Denn er glaubt nicht, was er sieht." (Faust II.)

Ging es ihm nicht genau so wie dem Wanderer beim alten Philemon (Faust II)?

„Schaue grünend Wies' an Wiese
Anger, Garten, Dorf und Wald."

Er beschreibt Gretje nun die große Freude, wie er sich in der Fremde in einem wirklichen zweiten Reiderland befand.

„Dör Busk un Braak, dör Barg un Daal,
Wat kunn ik nu wer rüstig klimmen" —

Er begegnet einem Farmer, der ihn auf seinen Wagen steigen läßt.

„Stah Bleß! — Di Düvel dwing ik noch!"

Er fuhr mit ihm nach Hause. Zu seiner Verwunderung nannte ihn der Alte sogleich beim Namen.

„Vertellen muß ik, all wat'k wuß,
De Mann leet heel nicht naa mit Fragen."

So genoß Jan Buß die ostfriesische Gastfreundschaft in Nee-Bunde, im Hause des „Tönjes Aden" und seiner Frau.

Der Dichter läßt alsbald den „Tönjes Aden" mit epischer Breite von seiner Ansiedlung in Amerika erzählen.

„Seht her, Jann Buß — dat heel Kuntraide,
Morast un Sump noch vör fief Jahr,
Is nu de allerschonste Weide."

Darin liegt sein Stolz; aber ohne Selbstgefallen. Er hat gelernt mit andern gemeinschaftlich und tatkräftig zu schaffen. Allein konnte er einen Lebensraum in der neuen Welt nicht erobern. Für jeden Mitarbeiter galt der faustische Spruch:

„Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm."

Lassen wir Tönjes Aden reden:

„Man hier, dat Volk is biester klook
Un elk alleen harr'n se't nich dwungen."
— — — — — — — — — —
„Kaamt, sä ik, sluut wi Companee,
Un koop wi hier de natte Grunden."
— — — — — — — — — —
„Man't gung! — Frisk fahr wi all uns' Melk
In Stadt up unse eegen Schäpe."

Nachdem Jan Buß noch als Ehrengast den Hochzeitstag der beiden Alten mitgefeiert hatte, begleitete ihn sein Landsmann an Bord. Man versah ihn mit etwas Geld für Stientjes Mutter,

„Man an Margreete in de Kroog,
Wenn't olde Minsk nich mehr am Leven."

In einer für Jan Buß mit Kleidungsstücken vollgepackten Kiste findet Jan den hübschen Tabaksbeutel mit dem aufgestickten T. A. Auf einem Zettel dabei: „Tom Angedenken". Jan hat seinen Landsmann und dessen liebe Lebensgefährtin längst erkannt. Er will aber selbst vor Margreet dieses schöne Erlebnis nicht in die absolute Wirklichkeit rücken. Er gönnt seinem alten Tjark die glückliche Wendung des Geschicks. So bleibt das Monogramm T. A. für Jan das „Tom Angedenken" von „Tönjes Aden". Auch die treue Magd Margreet stimmt ihm bei:

„Dat glövt man driest, dat kann nich schaden!"

Sie bittet Jan um den Tabaksbeutel ihres früheren Herrn, Tjark Allena, unter dem Vorwand eines lieben Pfandes.

Hier endet die eigentliche Handlung des Epos. Der Dichter hat die Brücke zwischen der alten und der neuen Heimat des Helden angedeutet. Trotzdem mag ihn der Schluß an dieser Stelle im Verhältnis zum Ganzen nicht vollends befriedigt haben. Daher sammelt er noch einmal die Töne zu einem letzten kräftigen Akkord.

20. Gesang. (Keine Überschrift.)

Da dieser Gesang keine Überschrift trägt, darf man wohl vermuten, daß Müller ihn noch ganz zuletzt hinzufügte. In der Tat erscheint dieser Schlußgesang wie ein ruhiges Nachspiel auf die vorigen bewegten, wie Tiden steigenden und fallenden Handlungen des Epos. Schön, schlicht und besinnlich ist der Monolog der Magd Margreet. Baas Tjark ist wieder ein realer Begriff für sie. Nur er könnte sich in der neuen Welt behaupten. Hier treibt der Polder bereits acht Jahre; es fehlt der rechte Mann, um darüber Herr zu werden. Von Haus zu Haus möchte sie ausrufen:

„Tjark Allen un Mareemöh läven."

Das ist bezeichnend! Kein Grabgesang, keine wehmütige Trauer schließt das Epos. Ein hoffnungsvoller Ton quillt aus Margreets Seele. Auf die Zukunft richtet sie ihren Sinn. Schaffend, strebend möchte sie einst drüben den beiden Alten zur Seite stehen.

„O kam ik noch ins by Fro Tjark,
Well weet, wat uns de Tieden bringen! —
Half klaar kummt mi man vör dit Wark:
Tjark Allens Saak is: 'T Ganze dwingen!"

Der Glaube, die Treue und der bejahende Wille für die Zukunft bilden den Schlußakkord dieses letzten epischen Gesanges.

V. SCHLUSSBETRACHTUNG.

Nach 150jährigem Schweigen erstarkte die alten Sachsensprache. Sie erhob sich endgültig über ihre ersten Gehversuche in Schnurren, Possen, Döntjes und dergleichen zu einem hohen, stolzen Gang. Ihre Poesie läßt sich nicht schlechthin neben, über oder unter hochdeutsche Dichtung stellen. Sie hat nicht, wie diese, durch das Wesen des Pietismus, der Sentimentalität, der Klassik, der Romantik noch des Realismus ihre innerste Eigenart verändert. Sie blieb ursprünglich, volks- und bodenverbunden. Und doch empfindet man in der niederdeutschen Dichtung den Zug verschlossener Frömmigkeit; eine Tiefe des Gefühls, ohne süßliche Empfindelei; eine oft klassische Erhabenheit des Ausdrucks und der Form; romantische Begebenheiten ohne allzuviel krankhafter Betonung der Wehmut, des Weltschmerzes oder gar eines fatalistischen Zuges; und nicht minder eine sachliche reale Darstellung der Dinge, wie sie sind. Das alles macht eben den Kern des niederdeutschen Wesens aus. Es mutet den Fremden anfangs leicht herb, derb und unnahbar an.

In der Jetztzeit erleben wir von neuem die volle Kraft der niederdeutschen Dichtung. Schon gibt es reiche Ernte in ihren verschiedenen Gattungen wie u. a. Lyrik (Groth, Brinckman, Garbe, Claudius), Romane, Erzählungen, Novellen (Reuter, Brinckman, Ferd. Krüger, Fehrs), Drama (Stavenhagen, Boßdorf, Aug. Hinrichs, Schurek), Ballade (Alb. Mähl und Müller), epische Gedichte von Groth und Reuter und das erste große Epos in ostfriesischem Platt: „Tjark Allena."

So schließen wir Fooke Hoißen Müllers bescheidenes Büchlein „Döntjes un Vertellsels", 1857. Volle 80 Jahre hat es fast völlig unbekannt zwischen dicken, gesammelten Werken anderer niederdeutscher Dichter einen anspruchslosen Platz inne gehabt. Der Dichter selbst schrieb seine Verse aus Liebe zu seiner Art, Sprache und Heimat. Er beabsichtigte weder eitlen Gewinn noch Propaganda. Seine Dichtung entsprang den besten Gefühlen seiner wenigen Mußestunden, in welchen er mit stiller Beschaulichkeit und Verinnerlichung den Lebensformen seiner ostfriesischen Heimat und manchmal seinen eigensten Empfindungen Ausdruck verlieh. Abgesehen von vereinzelten aus dem Hochdeutschen übertragenen verplattdeutschten Redewendungen, ertönen aus obiger Sammlung echte ostfriesisch-plattdeutsche Laute.

Die 19 kürzeren Gedichte der Gruppe A zeigen Müllers Begabung auf verschiedenen Gebieten. Gleichviel welcher Gattung ein Gedicht angehört, verfällt er kaum, oder überhaupt gar nicht, auf das rein Derbe, Grobe, Sentimentale, Komische oder Possenhafte. Es gibt bei ihm eben keine billige Ware. Man kann die Gedichte des öfteren mit erneutem Genuß lesen; sie wirken stets anregend und schön. Er berührt in ihnen die Seiten der heiteren Freude, des guten Scherzes, der wohlgemeinten Kritik, der naiven Schönheit der Natur, der schlichten Liebe zweier Menschen, des sagenhaften Reizes und der geschichtlichen Überlieferung. Glaube und Aberglaube, Sitte und

Tugend sowie geschmackvolle Liebeslyrik finden Ausdruck in seiner Muttersprache.

Es wurde bereits in Gruppe A klar, daß Müllers Dichtung selten an andere Dichter anlehnt. Er bleibt durchweg ein selbständig Schaffender. Auch in philosophischen Anschauungen gehört er keiner besonderen Schule oder Richtung an. Daher ist vor allem sein letztes Gedicht „Blömkes, staat mi bi" von Interesse. Darin liegt seine persönliche Einstellung zu Leben und Tod, zu Gott und Welt. Hier ist er weder der gelehrte, wissenschaftlich aufgeklärte, erfolgreiche Mathematiker, noch der lebensmüde, schwerkranke, auf Glaube-Liebe-Hoffnung zynisch verzichtende Stoiker. Er ist ein mit der großen Natur innerlich harmonisch verbundenes Wesen. Physisch wird er (wie jene Blumen in seinem Garten) zu Staub zerfallen, aber den Geist hat er auf das Metaphysische gerichtet. Darauf kommt es an! Ohne das letztere kann doch der deutsche Mensch nicht auskommen. Gerade diese religiöse Gefühlsäußerung fällt dem Ostfriesen schwer; er trägt sie nicht zur Schau. Daß sie ihn aber innerlich zu stoischer Ausdauer und unbedingtem Glauben in Stunden des Leidens stählt, haben wir in Müllers eignem Lebenslauf erkannt.

Das Epos umfaßt Gruppe B dieser Studie. Es seien abschließend noch einige Betrachtungen über dasselbe angeführt:

1. „Tjark Allena" ist (soweit uns bekannt ist) seit dem 15. Jahrhundert wieder die erste selbständige Dichtung als niederdeutsches Epos, abgesehen von den beiden Versuchen: „Henning de Hahn" und „Bello, de Hund".
2. Es ist stellenweise lyrischen Inhalts oder auch dramatisch.
3. Es fehlt manchmal eine fortlaufende Handlung. Der Aufbau des Ganzen wird durch Einschachtelungstechnik (z. B.: 3. Gesang, 15. Gesang, 17. Gesang und 18. Gesang) unterbrochen und bleibt daher unverbunden in der Art der Romanzenzyklen. (Bei Reuter und Groth empfindet man später, daß deren Epen knapper und straffer aufgebaut sind, aber erfüllt mit einer sich überhäufenden, fast ermüdenden Reihe epischer Beschreibungen.) Dadurch gewinnt die Handlung Zeit und erlaubt eine Art des Überspringens der inzwischen stattgefundenen Ereignisse. Die Handlung ist jedoch im letzten Gesang schnell und angenehm abgerundet.
4. Das Epos ist örtlich und stofflich rein ostfriesisch.
5. Sprachlich wurzelt es in der Mundart des Brokmerlandes.
6. Seiner Entstehungszeit nach ist es nur annähernd bestimmbar.

Es lag Müller offenbar nicht daran, einen ostfriesischen Faust zu gestalten. Er berührt nur jene faustischen Kräfte, die im Volk seiner engeren Heimat von jeher gesteckt haben. Tjark Allena ist ein Querschnitt dieses Volkes, welches nicht allein deutsch und friesisch, sondern auch faustisch den Lebenskampf in der Vergangenheit aufnahm und ihn in der Gegenwart und in der Zukunft lebt. Sein Held ist letzten Endes der stets vorwärts strebende Mensch, dem selbst die ferne Welt keine Schranken setzt, weil er sie durch rastlose Arbeit erwirbt, kultiviert und erobert.

Somit setzt Müller seinen ostfriesischen Landsleuten im besonderen am Ende des Epos ein Denkmal. Waren es nicht gerade diese, welche mutig und beharrend unendliche Prärien, Sümpfe und Urwälder im nordamerikanischen Kontinent in fruchtbare Gefilde verwandelten? Waren jene alle nur die Europamüden?

Ebenso ist der Kampf gegen das Meer an der heimatlichen Küste oder gegen eine Wildnis in fernen Ländern nichts weniger als ein faustisches Ringen um Raum. Die Tausende von Ostfriesen in den Vereinigten Staaten sind der ausgewanderte Teil unseres „Volkes ohne Raum". Niederdeutsche Art und Sprache haben sie bis in die heutige Zeit deutlicher und ausgeprägter erhalten als manche anderen eingewanderten Volksstämme. Dieses bedingt umgekehrt ihre Treue zur alten Scholle. Sie werden daher stets eine Brücke zur Heimat schlagen — wie es auch Müller im Tjark Allena kurz andeutet.

Die Ostfriesen haben nicht mehr den alten Gruß auf den Lippen; dieser ist aber längst zum Wahlspruch ihres heimatlichen Wappens geworden: Eala Fria Fresena!

Die Dichter dieses Volksstammes bilden eine bescheidene, aber beharrlich und mutig schaffende Gruppe in der neuniederdeutschen Literatur des nordwestlichen Deutschlands. Sie gehören mit ihrer ostfriesischen Heimat und Sprache zum niederdeutschen Raum, der sich von Holland bis nach Königsberg erstreckt.

Bereits seit der Zeit ihres Upstallsbooms (12. Jahrhundert) behaupteten, verteidigten und erstrebten diese Ostfriesen stets wieder ihre Rechte auf Blut und Boden, auf Freiheit von Knechtschaft jeder Art, und sie wahrten dazu Treue und Ehre.

Da unser Dichter Fooke Hoißen Müller nicht für eignen Ruhm, sondern aus angeborener, bis ans Ende treu bewahrter Anhänglichkeit an das liebe Heimatland schrieb, wollen wir ebenfalls mit dem bezeichnenden Sprichwort des ostfriesischen Volkes schließen: „Leewer dood as Slaaw."

LITERATURVERZEICHNIS.

1. Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 22. Leipzig 1885.
2. *Arends, Friedrich:* Erdbeschreibung des Fürstentums Ostfriesland. Emden 1824.
3. *Beninga, Eggerik:* Volledige Chronik van Ostfrieslant. Herausg.: Eilhart Harkenroht. Emden 1723.
4. *Black, William Georg:* Helgoland und die Nordfriesischen Inseln. Hahnsche Buchhandlung. Hannover 1889.
5. *Boettcher, Hans:* Vergleichende Untersuchungen über die epische Technik und den Stil bei F. H. Müller und Klaus Groth. Dissertation, Hamburg.
6. *Borchling, Conrad:* „Die niederdeutsche Literatur Ostfrieslands" (Vortrag gehalten auf dem Vereinstage in Emden am 21. Mai 1902). Niederdeutsches Jahrbuch, Bd. 28. 1902.
7. — Poesie und Humor im friesischen Recht. Aurich, 1908.
8. *Borchling und Quistorf:* Tausend Jahre Plattdeutsch. Bd. 1 und 2. Hamburg 1927 und 1929.
9. *Dörr, Friedrich:* Plattdütsche Volkskalenner för 1860. 3. Jahrgang. Berlin.
10. *Dunkmann, Adolf:* Ostfriesisch-plattdeutsches Dichterbuch. Verlag A. H. F. Dunkmann (3. Aufl.). Aurich 1922.
11. *Eggers, Karl:* Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung. Verlag von Carl Habel. Berlin 1855.
12. *Ehrentraut, H. G.:* Friesisches Archiv. Bd. 1 und 2. Eine Zeitschrift für friesische Geschichte und Sprache. Schulze'sche Buchhandlung. Oldenburg 1849—54.
13. *Friedländer:* Ostfriesisches Urkundenbuch. Urkunde aus Osterhusen, Nr. 137. Bd. I. S. 115.
14. *Goethe:* Gesammelte Werke. Bd. 12. Die Fischerin, ein Singspiel.
15. — Faust I und II.
16. *Groth, Klaus:* Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Schwers'sche Buchhandlung. Kiel 1858.
17. — Gesammelte Werke. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius und Tischer. 1904.
18. *Haas, H.:* Deutsche Nordseeküste. Friesische Inseln und Helgoland. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1900.
19. *Herder:* Sämtliche Werke. Bd. 25. Weidmannsche Buchhandlung. Berlin 1885.
20. *Herrmann, Paul:* Deutsche Mythologie. Verlag Wilhelm Engelmann. Leipzig 1906.
21. *Hibben, Carl Julius:* Ostfriesland, wie es denkt und spricht. A. H. F. Dunkmann. Aurich 1922.
22. *Klopp, Onno:* Geschichte Ostfrieslands. Osnabrück 1854—58.
23. *Krüger, H. K. A.:* Geschichte der niederdeutschen oder plattdeutschen Literatur vom Heliand bis zur Gegenwart. Stillersche Hofbuchhandlung. Schwerin i. M. 1913.
24. *Lex Frisionum.* Herausg.: Dr. Karl Freiherr von Richthofen, nach Pertz' „Monumenta Germaniae". Leeuwarden 1866.
25. *Lüpkes, Wiard:* Alte Heimatklänge. Dreißig ostfriesische Festlieder und dreihundert Reimsprüche mit Erläuterungen. Bei W. Haynd. Emden, 1888.
26. — Ostfriesische Volkskunde. Verlag: W. Schwalbe. Emden 1925.
27. *Mähl, Albert:* Niederdeutsche Art und Sprache, von Carl Westphal. Lübeck 1933. Heft 4.

28. Mitteilungen aus dem Quickborn. Jahrgang 5.
29. Mundarten, Die deutschen: Niederdeutsch. Auserlesenes. Verlag: C. Regenhardt. Berlin W., Kurfürstenstr. 37, 1895.
30. *Müller: Fooke Hoißen:* Döntjes un Vertellsels, in Brookmerlander Taal, de verbreedste ostfreeske Mundart. Verlag Jul. Springer. Berlin 1857.
31. — Tjark Allena. Herausgeg. von Otto Bremer. Eugen Diederichs Verlag. Jena 1933.
32. Niederdeutsches Jahrbuch. Bd. 22, Jahrgang 1896. Bd. 28, Jahrgang 1902. Bd. 60/61, Jahrgang 1934/35.
33. Ostfriesischer Kurier, Norden, vom 8. Okt. 1936: „Ein ostfriesischer Dichter und Gelehrter." Fooke Müller — zu seinem 80. Todestage am 8. Okt. (Anonym).
34. Ostfriesische Tageszeitung (O. T. Z.), Emden, 21. Okt. 1936. „Fooke Hoißen Müllers 80. Todestag," von Dr. H. Reimers (Spiekeroog).
35. *Plagge, Hermann:* „Hannoverland" (Monatsschrift). Jahrgang 1910. Verlag Ernst Geibel, Hannover. Artikel: „F. H. Müller, ein ostfriesischer Dichter."
36. Plattdütsch Blomengarden. Bd. 1 (enthält F. H. Müllers „Könk Helgos Oog").
37. *Richthofen, Dr. Karl Freiherr von:* Friesische Rechtsquellen. Berlin 1840.
38. *Reuter, Fritz:* Reuters Werke (herausgegeben von Prof. Wilh. Seelmann. Bibliographisches Institut. Leipzig und Wien).
39. Sanghfona. Plattdütsk-Ostfreeske Rimen, Vertellsels un Döntjes. Bei H. Woortman jr. Emden 1828.
40. *Siebs, Theodor:* Helgoland und seine Sprache. Aug. Rauschenplat Verlagsbuchhandlung Cuxhaven-Helgoland, 1909.
41. *Stammler, Wolfgang:* Geschichte der niederdeutschen Literatur. Aus Natur und Geisteswelt. 1920.
42. *Sundermann, Friedr.:* Sagen und sagenhafte Erzählungen aus Ostfriesland. Bei A. H. F. Dunkmann. Aurich 1869.
43. — Der Upstallsboom. Bd. 1: Ostfrieslands Volksüberlieferungen, teils aus der Historie, vor allem aber seit 1857 aus dem Volksmunde gesammelt. Bei A. H. F. Dunckmann. Aurich 1922.
44. *Sturluson, Snorri:* Heimskringla. Ynglingasaga, Kap. 29. Herausg.: Finnur Jonsson. Kopenhagen 1911.
45. Upstallsboom-Blätter für ostfriesische Geschichte und Heimatkunde. Herausgegeben von der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden. Seit 1911. Selbstverlag.
46. *De Vries, J. Fr. und Th. Focken:* Ostfriesland, Land und Volk in Wort und Bild. Verlag W. Haynel. Emden 1881.
47. *Wiarda, Tileman Dothias:* Ostfriesische Geschichte. 10. Bd. Bei Joh. Conrad Mäcken d. J. Leer, 1817.
48. *Woebken, Carl:* Das Land der Friesen und seine Geschichte. Oldenburg 1932.
49. *Wolke, Christian H.:* Düdsge or Sassisge Singedigte, Gravsgriften, Leder, singbare Vertelsels un wunderbare Eventüre. C. H. Reclam. Leipzig 1804.
50. Zeitschrift für deutsche Philologie. Bd. 1 und 37.
51. Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen. Bd. 10, S. 326. Herausgegeben von Dankelmann. Enthält Artikel von Schimmelpfennig.

LEBENSLAUF.

Geboren wurde ich, Ottilie Elise Terzieff, geb. Osterloh, am 21. März 1897 als erstes Kind des Schiffszimmermanns Johann Gerdes Osterloh und dessen Ehefrau Tomma Margaretha, geb. Post, zu Heppens, jetzt Rüstringen/Wilhelmshaven. Ich bin evangelischen Bekenntnisses. Meine Schulbildung genoß ich auf der Fräulein-Marien-Schule (Städt. Lyzeum) zu Rüstringen und erhielt das Abgangszeugnis im März 1913. Im Herbst 1913 wanderte die Familie nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Ich besuchte etwa anderthalb Jahre das Illinois-State-Teacher's College zu Macomb, Illinois. Dort legte ich das Examen für Volksschullehrerinnen ab und erhielt im Sommer 1916 mein „Normal Diploma". Ich lehrte sechs Jahre im Staate Illinois. Während der großen Ferien belegte ich regelmäßig Sommerkurse zur weiteren Ausbildung, u. a. in Soziologie, Psychologie, Botanik, Geologie, Biologie, Kunstgeschichte, Mathematik, sowie in deutscher, englischer und französischer Sprache und Literatur an folgenden Universitäten: Washington University in St. Louis, University of Chicago und hauptsächlich an der State University of Illinois (in Champaign-Urbana). Letztere verlieh mir 1923 den B.-A.-Grad. Von 1924 bis 1936 war ich Lehrerin der deutschen Sprache an der (State) University of Washington in Seattle, Washington. Dort belegte ich ferner deutsche, amerikanische und englische Literatur sowie Philologie. Im Juni 1926 erhielt ich den Magistergrad (M. A.).

Im Jahre 1936/37 gewährte mir die University of Washington ein Jahr Urlaub, damit ich in der Heimat einem lang gehegten Wunsche Folge leisten könnte. Nach meiner Immatrikulation an der Hansischen Universität (im November 1936) wählte ich als Hauptfach Niederdeutsch, als Nebenfächer Deutsch und Englisch. Meine Lehrer waren Professor Dr. Conrad Borchling, Professor Dr. Hans Teske, Professor Dr. Emil Wolff, Dr. Walther Niekerken und Dr. Gerhard Cordes. Ihnen allen spreche ich an dieser Stelle meinen Dank aus. Für die Anregung zur vorliegenden Arbeit gilt Herrn Professor Dr. Borchling mein besonderer Dank. Möge die gründliche niederdeutsche Forschung der Hansischen Universität sich auch einst auf das noch erhaltene Niederdeutschtum jenseits des Ozeans (in U. S. A.) erstrecken und dadurch eine Brücke von Volk zu Volk schlagen.